

Meine Gemeinden: Meerane und Waldsachsen 1988-2002

Ankommen und Weggehen

Beides, mein Ankommen in Meerane und nach 14 Jahren mein Weggehen von Meerane, verlief nicht in üblichen Bahnen. Ich habe mich nicht auf diese Stelle beworben, und ich habe mich auch nicht weg beworben oder das Ruhestandsalter erreicht. Ich will erzählen, wie es war.

Meine Tante Gerda Uhlig wohnte mit ihrer Familie in Meerane, und ich hatte sie seit meiner Kindheit in größeren Abständen besucht. Bei Familienfesten hatte sie auch von ihrer Gemeinde, vom Singen im Kirchenchor, von ihrer Arbeit auf dem Friedhof und vom Kirchenvorstand erzählt. 1986 war ich Pfarrer in Leipzig-Sellerhausen, und wir hatten ein Problem. Der Heizkessel in der Kirche war verrostet und konnte nicht mehr repariert werden. Jahrzehntlang war er geflickt worden, jedes Jahr war der Antrag auf einen neuen Kessel abgelehnt worden. Nun ging er nicht mehr. In dieser Not suchte ich eine Firma, die Heizkessel baute, um vielleicht an den staatlichen Zuweisungen vorbei einen Kessel zu bekommen. Ich fand die Firma Gautzsch in Meerane und trug dort mit Herzklopfen mein Anliegen vor. Junior-Chef Dietmar Bauch sagte: „Sie haben Glück. Gestern ist ein Kessel zurückgekommen. Den können Sie an der Warteliste vorbei bekommen. Der Kirche helfen wir gern.“ Glücklicherweise ging ich ins Pfarramt, um dort meiner Tante zu berichten. Sie klagte, dass zwei Pfarrer die Gemeinde plötzlich verlassen hätten, wegen Ehescheidung bzw. Krankheit. Ob ich nicht jemand wüsste oder selbst kommen wolle. Ich erwiderte, dass ich von meiner Gemeinde nicht weggehen möchte und schon gar nicht in eine so große Gemeinde. „Gott wird einen Pfarrer für Meerane wissen.“

Nach einem Jahr waren die beiden Pfarrstellen immer noch vakant. Die Landeskirche hatte zwar einen Vikar in Aussicht gestellt. Aber der einzige Pfarrer, der sich für die leitende Stelle beworben hatte, hatte seine Bewerbung wieder zurück gezogen. Frau Pfarrerin Eckart konnte die Last nicht mehr tragen. So kam die Anfrage wieder an mich. Dieses Mal sagte ich nicht rundum nein, sondern verwies darauf, dass ich gegenüber dem Bischof erklärt hatte, mich nicht selbst zu bewerben, sondern mich senden zu lassen. Der Meeraner Kirchenvorstand wandte sich an Bischof Hempel. Ich sagte dem Bischof, dass ich gern eine spezielle Aufgabe in der Ausbildung übernehmen oder eine Neubaugemeinde aufbauen wolle. Aber er meinte: „Wir brauchen Sie nirgends so dringend wie in Meerane. Gehen Sie!“ Und Pfarrer Georg Krause in Meißen, der ehemalige „Oberkrause“ von Meerane, schrieb mir: „Es ist Gottes Wille, dass Sie nach Meerane gehen.“

Es dauerte noch, bis wir unsere Zelte in Leipzig abbrechen konnten und schweren Herzens unsere geliebte Emmausgemeinde verließen. Zwei jugendliche Kinder ließen wir zurück, Renate zog noch mit um, war aber schon in Bad Lausick in der Ausbildung und selten in Meerane. Nur für die fünfjährige Lydia würde Meerane die Heimatstadt werden.

Zum ersten Mal zogen wir in eine Dienstwohnung, die fertig renoviert war, und wurden sehr freundlich aufgenommen. Es gab die festliche Einführung und den anschließenden Empfang im Kirchgemeindehaus mit vielem Händeschütteln und Glückwünschen. Eigenartigerweise sind mir ausgerechnet die Worte des SED-Bürgermeisters in Erinnerung, der mir „Mut und Ausdauer“ wünschte. Beides konnte ich in der Folgezeit gebrauchen. Erstaunt war ich auch, als ich mich polizeilich anmeldete. Die Polizistin sagte: „Wir sind froh, dass wir in Meerane wieder einen Pfarrer haben.“

Aber erst einmal führen wir in den Urlaub, um mit frischer Kraft den Dienst aufnehmen zu können. Es wurden 14 Jahre, über die ich in verschiedenen Kapiteln berichten will. Jahre, in denen Lydia in die Schule kam, konfirmiert wurde und das Abitur machte. Jahre, in denen unsere Großen heirateten, Renate nach Simbabwe zog und wir Silberhochzeit feierten. Wir hatten oft Besuch, allen voran meine Mutter, deren 70. und 80. Geburtstag wir im Kirchgemeindehaus feierten. Wir hatten die ganze Zeit über mit Bauarbeiten zu tun und erlebten aktiv die „Wende“, die friedliche Revolution, und die Jahre danach mit der Umgestaltung aller Lebensbereiche.

Nach zwölf Jahren gab ich den Gedanken auf, noch einmal in eine andere Stelle zu wechseln, und gewöhnte mich an den Gedanken, bis zum Renteneintritt in Meerane zu bleiben (das wären dann 20 Jahre geworden). Da überraschte die Kirchenleitung mit der Klage, es gäbe zu viele Pfarrer. Absolventen könnten nicht übernommen werden, wenn nicht alte Pfarrer vorzeitig pensioniert würden. Es müssten auch aus finanziellen Gründen Pfarrstellen eingespart werden. Alle Pfarrer und Pfarrerinnen, die 58 Jahre und älter sind, wurden gebeten, freiwillig vorzeitig in den Ruhestand zu gehen, ohne Abschläge an der Pension. Zunächst war ich verwundert und belustigt bei dem Gedanken, plötzlich Rentner zu sein. Ich hatte doch immer das Gefühl gehabt, unabkömmlich zu sein, und war auch noch nicht verbraucht. Also fragte ich schriftlich bei Bischof Kreß an, ob der Kirche wirklich damit gedient sei, wenn ich mich vorzeitig zur Ruhe setze. Er bestätigte das, und ich erklärte mich bereit, wenn ich weiterhin ehrenamtlich tätig sein könne. Auf Bitte des Superintendenten blieb ich noch ein Jahr, aber mit 59 beendete ich meinen aktiven Pfarrdienst. Zunächst hatten wir die Absicht, in Meerane wohnen zu bleiben. Es gab viel zu tun in der Stadt und in der Kirchgemeinde, und mit vielen Menschen waren wir freundschaftlich verbunden. Aber unser Sohn hatte ein Haus am Stadtrand von Leipzig gekauft, in das wir mit einziehen und das Heranwachsen der Enkel erleben konnten. Überraschend ergab es sich, dass mein Wunsch in Erfüllung ging, in der Ausbildung zu arbeiten. Ich wurde ehrenamtlicher Dozent im Kirchlichen Fernunterricht, wo Prädikanten ausgebildet werden. Schwierig war lediglich, dass ich bereits im Januar 2002 das erste Seminar in Röhrsdorf halten musste, als ich durch mein bevorstehendes Dienstende stark unter Druck war.

Der Monat April war dann vom Abschied geprägt: Konfirmation in Waldsachsen und Meerane, noch einmal Pfarrkonvent bei uns, KV-Sitzung mit dem Superintendenten, Diakonieverammlung, Heimausschuss, Jugendcafé, Landeskirchliche Gemeinschaft, Pflegeheime, Pfarramtsübergabe. Die feierliche Verabschiedung fand am 28. April statt. Am Freitag davor hatten wir unser Mitarbeiterfest. Am Sonntagvormittag hielt ich unter Beteiligung des Kindergartens den letzten Gottesdienst für Kleinkinder. Am Nachmittag folgte der Gottesdienst mit einer großen Gemeinde. Ich predigte über den vorgeschriebenen Text Offenbarung 15, 2-4. Ich sprach von den Hoffnungsbildern der Bibel, von Jesus dem Überwinder und von der Freude auf Gottes Reich. Ich mahnte die kleinen Schritte an, die wir gehen können und sollen. Ich erinnerte an das Singen bei den Friedensgebeten und welche Kraft vom Singen ausgehen kann. In die Predigt eingefügt waren zwei Orgelstücke.

Herzliche Dankesworte, auch an meine Frau, Tränen und Lachen prägten die Grußstunde im Kirchgemeindehaus. Völlig überrascht war ich, dass der Stadtrat einstimmig beschlossen hatte, mich zum Ehrenbürger von Meerane zu ernennen. Am Abend gab es noch ein Orgelkonzert. Mein Amtsbruder Reinhard Stiehler hatte an dem Tag Vertretungsgottesdienste in Gesau, Denneritz und Niederschindmaas und war deshalb nicht dabei. Ich habe das bedauert, aber nicht als Affront gegen mich verstanden, denn er hatte mir Tage zuvor noch sehr herzlich zum Geburtstag gratuliert.

Mein Nachfolger Pfarrer Dr. Zemmrich bat mich, mich vollständig aus Angelegenheiten der Martinsgemeinde herauszuhalten. Dem bin ich nachgekommen. Nur die von Frau Eckart begonnenen jährlichen Seniorenfreizeiten habe ich weitergeführt bis 2016. An der Erinnerung an die Friedensgebete habe ich mitgewirkt und mich manchmal an der Hausmusik beteiligt. Wir haben noch Pakete für die Rumänienhilfe gebracht und einige private Kontakte gehalten, weil ja auch meine Tante Gerda noch bis 2015 in Meerane lebte.

Es fällt mir schwer, meine Erinnerungen an die Zeit in Meerane aufzuschreiben. Einmal ist es die Fülle der Aufgaben und Erlebnisse. Was auswählen, wie ordnen, welche Schwerpunkte setzen? Dann die vielen Personen. Wie kann ich sie würdigen, wie Kritik üben, wie viel Raum dürfen Konflikte einnehmen? Was kann im Abstand von Jahren als gelungen und sinnvoll gelten, was ist ins Leere gelaufen oder in eine falsche Richtung? Fragen, auf die ich keine klare Antwort weiß.

Stadt, Kirchengemeinde und Kirchenvorstand

Meerane ist eine Kleinstadt mit unter 20000 Einwohnern. In der Stadtgeschichte ist die Textilindustrie markant, das Stadtbild wird von Schornsteinen und verfallenden Fabriken geprägt. Und von der St. Martinskirche, die die Innenstadt überragt. Es gibt (außer der kleinen katholischen St. Marien) nur diese eine Kirche, anstelle der geplanten zweiten wurde 1930 das Kirchengemeindehaus, eines der größten in Sachsen, gebaut – eine sehr kluge Entscheidung der damaligen Kirchenleitung. Die Situation der Kleinstadt ist günstig für den Gemeindeaufbau: Es gibt gegenüber dem Dorf für Gottesdienste und Veranstaltungen, auch für Mitarbeit, genügend Leute, und es bleibt doch im Unterschied zur Großstadt überschaubar.

Es war spannend, nach und nach viele bereitwillige Gemeindeglieder und engagierte Mitarbeiter kennenzulernen. Sehr bald merkte ich, dass die Erwartungen an die Kirche und damit auch an mich als Pfarrer sehr unterschiedlich waren. Ich konnte drei Richtungen erkennen.

Für die einen war der Gottesdienst mit Predigt, Abendmahl und Segen der Mittelpunkt der Gemeinde und das Lesen der Bibel und das Gebet auch zu Hause wichtig. Sie suchten Stärkung und Trost aus dem Glauben für ihr persönliches Leben.

Andere sahen die Kirche vor allem in einer gesellschaftlichen Verantwortung für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Sie leisteten Widerstand in unterschiedlichen Bereichen gegen staatliche Bevormundung. Aus dem Glauben wollten sie dafür Kraft schöpfen und den Einfluss der Kirche nutzen.

Schließlich gab es diejenigen, welche von der Kirche vor allem erwarteten, dass sie ihr Leben verschönerte und bereicherte. Sie feierten gern Feste wie Weihnachten oder Taufen und Trauungen, machten Ausfahrten und fanden Austausch und Geselligkeit in kirchlichen Gruppen.

Ich stand vor der Aufgabe, diese Gruppen beieinander zu halten. Weil ich für mich selbst alle drei Richtungen akzeptierte und den Menschen zugestand, ihren eigenen Schwerpunkt zu setzen, konnte ich Spannungen aushalten und Spaltungen der Gemeinde entgegenzutreten.

Im Kirchenvorstand waren alle Richtungen vertreten. Dementsprechend wurde jeder Punkt lang und heftig diskutiert. Manchmal wurden Entscheidungen nur mit knapper Mehrheit getroffen, einstimmige Beschlüsse waren die Ausnahme. Als Pfarrer Stiehler den Vorsitz im Kirchenvorstand hatte, baute sich nach und nach eine widerständige Opposition auf. Verstärkt wurden Sachfragen von Emotionen überlagert. Die Protokolle dieser Jahre geben ein Bild dieser Auseinandersetzungen. Das genaue Gegenteil war der Kirchenvorstand in Waldsachsen, den ich nach dem Weggang von Pfarrerin Eckart leitete. Alles wurde einvernehmlich geregelt, alle Beschlüsse einstimmig gefasst. Waren nicht alle mit einem Vorschlag einverstanden, galt er als abgelehnt. Die schlichte Tagesordnung für die Sitzungen war: 1. Von Personen, 2. Gottesdienste und Veranstaltungen, 3. Bau- und Finanzfragen, 4. Übergemeindliches und Sonstiges. Von dort ging ich entspannt nach Hause, während nach Sitzungen in Meerane der Kopf rauchte und das Einschlafen schwierig war.

Eine Besonderheit von Meerane waren die vielen Arbeitsbereiche. Es gab drei Friedhöfe: Meerane, Waldsachsen und Seiferitz. Im Kirchengemeindehaus waren der evangelische Kindergarten, das Freizeithaus, eine Küche, ein Bühnensaal, der kleinere Paul-Gerhardt-Saal und Gruppenräume, später kam der Jugendkeller dazu. Mitarbeiterwohnungen gab es im KGH, in den beiden Pfarrhäusern, im Diakonat in der Marienstraße und in zwei Wohnhäusern auf dem Friedhof. Wichtig und zeitaufwändig waren die Dienstbesprechungen: Die Pfarrer, der Kantor, der Diakon, der Friedhofsmeister, die Kindergartenleiterin, der Heimleiter und eine Pfarramtsmitarbeiterin informierten sich gegenseitig und stimmten die Vorhaben aufeinander ab. Dazu gehörte die Vorarbeit für den „Martinsboten“, die Kirchennachrichten. Die Pfarrer sorgten für die Verbindung zum Kirchenvorstand. Daneben gab es die Hausbesprechungen im KGH und im Kindergarten, den Heimbeirat, den Friedhofsausschuss und den Kinder- und Jugendausschuss. Die leitenden Mitarbeiter(innen) waren ausnahmslos tüchtig und engagiert.

Leben im Kirchgemeindehaus

Das Haus, in dem wir wohnten, war täglich von 6 Uhr morgens bis 22 Uhr abends geöffnet. Eltern brachten ihre Kinder in den Kindergarten, Freizeitgruppen tummelten sich tags und teilweise auch nachts im ersten und zweiten Stock, in der Küche wurde für den Kindergarten, die Freizeiten und (später) für die Diakonie gekocht. Konfirmanden und Christenlehrekinder, Kurrende und Flötenschüler kamen nachmittags, abends trafen sich Chor, Posaunenchor, Junge Gemeinde und andere Gemeindegruppen. Später wurde der Jugendkeller im ehemaligen Heizungskeller eröffnet, das war direkt unter unserer Wohnung. Im Winter fanden auch die Gottesdienste und Konzerte im KGH statt, die Räume wurden vermietet für Feiern und Tagungen. Wir waren immer „nah dran“. Das war unruhig und anstrengend, das Gegenteil vom stillen Studierstübchen früherer Pfarrer-Generationen. Aber ich bekam die Sorgen und Freuden der Mitarbeitenden und Gemeindeglieder ohne Umweg mit, es gab viele Gespräche zwischendurch und es klingelte schnell mal jemand an unserer Tür. Mit uns wohnten der Heimleiter mit seiner Familie sowie Vikare und Praktikanten im Haus.

Ein paar Streiflichter:

Im Freizeitheim wurde ein Jubiläum gefeiert. Unser Besuch und wir hatten uns schlafen gelegt, als wir von lautem Getöse geweckt wurden. Die Guggemusik (Faschingsorchester) war um Mitternacht mit Pauken und Schalmeien zum Ständchen aufmarschiert.

Ebenfalls um Mitternacht klingelte ein Betrunkener. Er wollte eine Trauung anmelden.

Wenn ich Geburtstag hatte, versammelten sich die Kindergartenkinder im Treppenhaus, sangen Lieder und gratulierten mir mit Bildern. Mit Süßigkeiten belohnt, zogen sie wieder ab. Natürlich war ich auch unten im Kindergarten ein gern gesehener Gast.

Zu meinem 50. Geburtstag lud ich nicht nur Verwandte, sondern auch Freunde und Mitarbeiter in den großen Saal ein. Eine Volkstanzgruppe aus Leipzig leitete unsere Tänze an.

Die Tanzschule Kießlich suchte einen Saal für den Tanzunterricht der Vierzehnjährigen. Unser großer Saal war ideal geeignet. Allerdings störten Jugendliche aus dem Jugendkeller, die außen an den Fenstern beobachteten und Faxen machten. Da wurden die Fenster mit Bettlaken verhängt. Als Dank erhielt ich mit meiner Frau Freikarten für den Ball in Zwickau und wurde dort als Ehrengast begrüßt, als „Förderer der Jugend und des Tanzsports“.

Der große Saal mit Bühne und 300 Stühlen war noch im Zustand von 1930, als das KGH gebaut wurde. Er bedurfte dringend der Renovierung, die eigentlich nicht finanzierbar war. Ich weiß nicht mehr, wie wir das Geld zusammen bekommen haben. Ich erinnere mich, dass die Sparkasse einen Zuschuss gegeben hat und dass das Gerüst, die Elektro- und Malerarbeiten nach Entwürfen von Herrn Rothe preiswert waren. Der Parkettboden wurde neu versiegelt. Frau Uhlig nähte kostenlos einen Bühnenvorhang. Die großen Fenster strichen der Hausmeister und die Zivis, auch ich beteiligte mich gern daran. Die alten Stühle ließen wir vom Tischler aufarbeiten und nähten dafür Sitzkissen. Intensiv berieten wir über die Schrift an der Rückseite des Saales und entschieden uns für ein Segenswort.

Nun galt es, den Saal auch vielfältig zu nutzen. Die Tanzschule habe ich schon erwähnt.

Regelmäßig gab Wolfgang Leibnitz aus München, ein gebürtiger Meeraner, Klavierkonzerte. Später kamen die Konzerte des Ensembles „Amadeus“ unter Leitung des ehemaligen Zivis Norbert Kästner dazu sowie Schülerwettbewerbe und -konzerte. Konzerte anderer Art organisierte Georg Knittel. Er lud regelmäßig zu offenen Jugendabenden ein, bei denen jeweils eine christliche Band spielte. Ein Höhepunkt war ein Konzert einer Ten-Sing-Gruppe aus Norwegen, in späteren Jahren traten die Ten-Sing-Gruppen Glauchau, Chemnitz und Bautzen auf.

Die Gemeinde brauchte den Saal für das Sommerfest und die Weihnachtsfeier des Kindergartens, für das Mitarbeiterfest Anfang Januar, für die Altennachmittage im Sommer und im Advent, für Kirchenmusiken (z. B. Oper „Orpheus und Euridike“, Kinderkantaten und Singspiele), für die Aufführung des Martinsspiels und Aufführungen der Leipziger Spielgemeinde und für

Gottesdienste im Winter, wenn mehr als 70 Besucher zu erwarten waren. Ich erinnere mich noch an die Motorradfahrer-Gottesdienste, das jährliche Treffen des CVJM-Freundeskreises, an Jubelkonfirmationen, Faschingsfeiern und eine Bürgerversammlung zur Vorstellung der Kandidaten zur Bürgermeisterwahl, die ich moderierte. Nach der Wende hatten wir gemeint, mit Verkaufsausstellungen Einnahmen zu erzielen, davon sind wir aber bald wieder abgekommen. Aber für Hochzeiten und Familienfeiern haben wir den Saal gern vermietet, unsere Küche hat dann auch die Gastronomie übernommen.

Für die Malerarbeiten im Flur, Treppenhaus und Paul-Gerhardt-Saal konnte ich meinen Schwager Ingo gewinnen. Er war gelernter Maler und in dieser Zeit arbeitslos. Er wohnte dann ein paar Wochen bei uns und hat die Arbeiten mit Unterstützung durch den Hausmeister und Zivis ausgeführt. Weil die Lohnkosten für diese Schwarzarbeit nicht durch die Kirchkasse gehen durften, haben wir den Schwager privat entlohnt, ebenso den Maurer, der die Toiletten erneuert hat.

Eine kuriose Geschichte will ich hier einfügen:

Eines Tages erhielt ich einen Brief, in dem eine Frau Besitzansprüche auf unseren Bechstein-Flügel anmeldete. Der Flügel stammte aus einer Fabrikanten-Villa und war 1946 von den Russen beschlagnahmt worden. Bevor die Russen das wertvolle Instrument abholten, hatte es ein beherzter junger Mann nach Meerane ins KGH gebracht und durch ein schadhaftes Instrument ersetzt. Die Aktion blieb unentdeckt und der Flügel jahrzehntelang im KGH. Nach der Wende sah die Frau jenes mutigen Akteurs die Stunde gekommen, ihren Flügel zurückzufordern. Unser Kantor war entsetzt: „Wir geben den Flügel nicht her. Sie muss erst einmal alle Unterlagen zum Beweis bringen.“ Ich glaubte der Frau. Als sie mit ihren Enkeln nach Meerane kam, konnte ich ihr nahebringen, welchen Wert der Flügel für unsere Gemeinde hat. Wir bescheinigten ihr Eigentumsrecht und sie überließ uns den Flügel als Dauerleihgabe. Er steht bis heute im KGH. Anders lief es mit zwei Bronzeplastiken, einem Pferd und einem Pfau, die jahrzehntelang im Treppenhaus gestanden hatten. Die Eigentümerin ließ sie abholen; ich konnte ihr lediglich eine Summe für die lange Aufbewahrung abringen.

Ein paar Worte zum Freizeitheim. Bis zur Wende war das Heim ausgebucht, dann fuhren immer mehr Gruppen in den Westen und ins Ausland. Zwar kamen jetzt auch Lehrgänge und Klassen, aber die Auslastung wurde immer schwieriger. Günstig war das Heim für Gruppen, die unsere Säle mit nutzten (Chöre, Theatergruppen), aber Meerane ist kein Ferienort und als Stadt nicht besonders attraktiv. Dank des Einsatzes von Ehepaar Redlich, des guten Essens und der liebevollen Betreuung kamen Gruppen immer wieder, aber wenig neue dazu. Im Heimausschuss berieten wir oft, wie wir die Werbung verbessern könnten, welche Investitionen mit den schmalen Mitteln möglich wären und wie wir das Miteinander mit der Kirchengemeinde gestalten könnten. Nachdem Redlichs in Dresden die Leitung des Jugendschiffs des CVJM übernommen hatten, leitete Ehepaar Grimm das Heim und die Küche. Mit beiden sind wir bis heute freundschaftlich verbunden. Nach der Schließung des Heims haben Grimms die Leitung des Zingsthofes an der Ostsee übernommen.

Gottesdienstliches Leben

Anfangs hatte ich Mühe, mich an die **St. Martinskirche** zu gewöhnen. Ich hatte meine Emmauskirche in Leipzig geliebt, die schönen Proportionen, das helle Holz der Bänke und Emporen, der Blick zu den Bildern der Fenster, die Deckenmalereien. Der Altar war nahe an die Gemeinde herangerückt, ebenso das Lesepult, das als Kanzel diente. Dagegen Meerane: ein Chorraum und ein Kirchensaal, die nicht zusammen passten, schmutzige Wände mit dunklen Pfarrerbildern, die Fenster im Schiff von Emporen verstellt. Über dem Triumphbogen ein Wandgemälde, das man kaum noch erkennen konnte. Altar und Kanzel weit weg von der Gemeinde. Aber durch die Gottesdienste wuchs auch zu diesem Gotteshaus eine Beziehung. Zuerst zum Altar mit den vergoldeten Skulpturen, dann zum Altarraum mit dem Kreuz und Anna Selbdritt, dessen Wände wir als erstes weiß getüncht hatten. Hier fanden Trauungen und Kleinkindergottesdienste statt, hier saßen wir zur Friedensdekade und zu anderen Andachten, hier wurden Siglinde und ich zur Silbernen Hochzeit gesegnet.

Später wusste ich auch den großen Kirchenraum zu schätzen, wenn Orgelklänge den Raum erfüllten, wenn zu Weihnachten oder zum Friedensgebet die Emporen besetzt waren, wenn es bei bestimmten Anlässen einen festlichen Einzug gab oder wenn die Kirche am Martinstag vom Schein der Lampions erhellt wurde.

Im Winter fanden die Gottesdienste im **Kirchgemeindehaus** statt. Mir gefiel die lockere Atmosphäre dort und die Nähe zu den Menschen. Aber vor Ostern freute ich mich wieder auf die Kirche, den Altar und die Orgel. Gottesdienste haben mir Freude gemacht, nicht nur, wenn ich sie gehalten habe. Wir waren ja als Pfarrer zu dritt, zeitweise kam noch ein Vikar dazu. Da hatte ich oft Gelegenheit, in der Gemeinde zu sitzen und entspannt zu hören, zu beten und zu singen. Bei Festgottesdiensten teilten wir gemeinsam das Abendmahl aus. Mit dem Kantor war alles gut abgesprochen, und der ehrenamtliche Kirchendienst sorgte dafür, dass alles am rechten Platz war und ohne Störung vonstatten ging. Mit allen am Gottesdienst Beteiligten trafen wir uns in der Sakristei zum Rüstgebet. Oft sang der Chor oder die Kurrende, bliesen die Posaunen oder es gab eine instrumentale Musik. Und immer waren genug Leute da, dass der Gesang nicht armselig wirkte.

Nach der Wende konnten wir eine Verstärkeranlage installieren; nun war ich gut verständlich, ohne übermäßig laut reden zu müssen. An jedem Sonntag fand **Kindergottesdienst** statt. Die Kinder waren erst mit in der Kirche und gingen dann ins Pfarrhaus. Siglinde leitete das Team von Müttern, Jugendlichen und einem Vater, die den Kindergottesdienst hielten. Man wusste nie genau, wie viele Kinder kommen, ob kleine oder ältere.

Familiengottesdienste waren so gestaltet, dass die Kinder von Anfang bis Ende in der Kirche blieben. Das bedurfte sorgfältiger Vorbereitung, bei der an alle Altersgruppen gedacht werden musste. Weil die Kinder beteiligt wurden, ging es oft lebhaft zu. Georg Knittel spielte zur Gitarre kurze Lieder, die sie auswendig mitsingen und dazu klatschen konnten. Als Beispiel will ich den Gottesdienst am Nikolaustag erwähnen. Wir spielten spontan, wie Nikolaus mit den Seeräubern verhandelte, wie er ihnen Gold und Silber überbrachte, damit sie das Getreideschiff freigeben. Die Gemeinde war das Volk von Myra, sie spendeten ihr Gold (Kollekte) und bekamen Brot (Pfefferkuchen). Am Ostersonntag war Familiengottesdienst mit anschließendem Ostereiersuchen im Pfarrgarten. Und natürlich wirkten beim Erntedank die Kinder mit.

Mehrmals jährlich fand am Sonntagnachmittag ein **Kantatengottesdienst** statt. Chor und Orchester füllten den Altarraum, gepredigt wurde über den Text der Kantate. An diesen Sonntagen war der Vormittag frei für den Gottesdienst mit kleinen Kindern, die „**Kinderkirche**“. Ich habe sehr überlegt, wie schon Dreijährige Glaubensinhalt verstehen und praktizieren können; Mütter und Erzieherinnen haben mir dabei geholfen.

Eine ungewöhnliche **Gottesdienstreihe** gab es 1993. Wir luden jeweils eine Berufsgruppe zu einem besonderen Gottesdienst ein: Ärzte und Schwestern, Lehrer und Erzieher(innen), Bauleute, im

Handel Tätige. Einige aus der Berufsgruppe bereiteten vor und gestalteten den Gottesdienst mit anschließendem Gespräch am Sonnabend im Kirchgemeindehaus. Es wurde persönlich eingeladen. Das gemeinsame **Gebet** war mir und vielen in der Gemeinde wichtig. In der Allianz-Gebetswoche im Januar war es mit biblischen Themen verbunden. Die Friedensdekade im November bezog sich besonders auf die gesellschaftlichen Probleme. Mit den Katholiken beteten wir im Mai für die Einheit der Christen. Das Gebet gehörte zu Sitzungen und Besprechungen und hatte auf allen Freizeiten seinen festen Platz.

Beim **Abendmahl**, das in jedem zweiten Gottesdienst gefeiert wurde, bildeten wir ein großen Halbkreis im Chorraum. Kirchvorsteher spendeten mit aus. Ab 1990 durften auch Kinder, die darauf vorbereitet waren, Brot und Wein empfangen. Wir spendeten aber mit Rücksicht auf Alkoholiker und Kinder auch Traubensaft aus.

Taufen fanden meist im Sonntagsgottesdienst statt, denn die Taufe ist ja die Aufnahme in die Gemeinde. Außer Säuglingen wurden mehr und mehr größere Kinder, Konfirmanden und junge Erwachsene getauft. Mit einer Familie, die in der Sowjetunion illegal und ohne Nachweis getauft worden war, hielt ich eine Taufbestätigungsfeier.

Jugendgottesdienste mit einer Band und einem auswärtigen Prediger standen unter der Verantwortung des Gemeindediakons.

Dreimal im Jahr fand eine **Andacht auf dem Friedhof** statt, am Johannestag, am Ewigkeitssonntag, und zum Beginn der Jubelkonfirmation. Vor dem Klassentreffen und dem Gottesdienst trafen sich die Jubilare auf dem Friedhof, ihrer verstorbenen Kameraden zu gedenken. Auch auf den Friedhöfen in Waldsachsen und Seiferitz fanden Andachten statt.

Waldgottesdienste hatten in den Jahren nach dem Krieg großen Zulauf gehabt. Sie waren dann nach und nach eingeschlafen. Ich regte an, wieder damit zu beginnen. Die ersten Male waren wir richtig im Wald, bald aber zogen wir ans Wilhelm-Wunderlich-Denkmal in den Stadtpark um. Dort wurden Bänke aufgestellt, und der Posaunenchor begleitete den Gesang. Schön war, dass außer den „Kirchgängern“ sich viele Spaziergänger dazu setzten oder im Vorbeigehen eine Weile zuhörten. Bei Regen gingen wir aber in die Kirche, was einmal zur Folge hatte, dass die einen in der Kirche, die anderen im Park waren.

Zu **Weihnachten** gab es acht Gottesdienste: Am Heiligen Abend zwei Krippenspiele am Nachmittag, die Christvesper 17 Uhr mit Predigt und Chorgesang, die Mitternachtsmette 23 Uhr mit Spiel oder szenischer Predigt, am 1. Christtag die Mette 6 Uhr, den Gottesdienst 9.30 Uhr, am 2. Christtag den Gottesdienst mit Chor und Kindergottesdienst. Dazu zwei Gottesdienste in Waldsachsen.

Die Mitternachtsmette war unter Pfarrer Wagner eingeführt und vor allem von Jugendlichen besucht worden. Nach dem Weggang von Pfarrer Wagner war es zu tumultartigen Szenen gekommen, so dass der Kirchenvorstand diesen Gottesdienst absetzte. Ich drängte darauf, wieder damit zu beginnen, und gestaltete ihn zunächst stärker meditativ, wie ich es von Leipzig her kannte. Später wurden Spiele aufgeführt. Das eindrucklichste war das Stück „Der Koffer“ in Anlehnung an den Roman „Nackt unter Wölfen“ von Bruno Apitz. Regie führte Johannes Groschwitz. Die Kirche wurde in ein KZ verwandelt, Scheinwerferlicht lief durch die Bankreihen, SS-Leute trieben Häftlinge durch die Gänge. Am Ende war ein Kind gerettet, und die Häftlinge feierten mit einer Kerze und singend Weihnachten. Erschüttert und verstört gingen wir nach Hause. Soll Weihnachten aufrütteln oder haben die Besucher ein Recht auf friedliche Weihnachtsstimmung? Ein weiteres Spiel entstand aus der Jungen Gemeinde heraus. Maik hatte es geschrieben: „Wie aus Maria und Josef Romeo und Julia wurden“. Bei den Proben und im Reden über die Weihnacht verlieben sich die Hauptdarsteller. Es war ein eher seichtes Stück, aber ganz in der Welt der Jugendlichen angesiedelt.

Ein Stück von mir will ich erwähnen: „Die Jahrtausend-Show“. Ausgehend von dem Rummel um das Jahr 2000 werden Josef, Maria, ein Engel, ein Hirt und ein Weiser auf die „Bühne“ geholt. Aber sie sind keine Stars, sondern Menschen wie wir und treten ins Gespräch mit den Besuchern.

Posaunenchor und Kirchenmusik

Nachdem ich in meinen früheren Gemeinden **Posaunenchor** aufgebaut und geleitet hatte, konnten Siglinde und ich in Meerane in einem großen, von Kantor Thomas Meyer geleiteten Chor einfach mitblasen. Dieser Chor hatte gerade sein 100jähriges Bestehen gefeiert, bei der Feier nach 110 Jahren waren wir dann dabei. Die Mehrheit der Bläser war in unserem Alter. In dieser Gemeinschaft redeten wir uns mit Du an, ich war nicht Pfarrer, Personalchef oder Organisator, sondern einfach ein befreundeter Mitbläser. In den Übungsstunden wurden schwierige Stücke erarbeitet, aber auch beim Bier der persönliche Austausch gepflegt. Im Sommer lud jeweils ein Bläser in seinen Garten ein. Höhepunkte waren die Freizeiten mit Familien, entweder an einem Wochenende oder auch eine ganze Woche. Zweimal besuchten wir die Partnerstadt Lörrach gemeinsam mit dem **Flötenkreis** und gaben dort und in Bad Bellingen Konzerte. Auch in der Partnergemeinde Rinteln waren wir zu Gast. Im Laufe des Jahres kamen viele bläserische Einsätze zusammen, in Gottesdiensten, auf dem Friedhof, beim Waldgottesdienst, im Krankenhaus und in Pflegeheimen, bei Weihnachtsfeiern, dazu Geburtstagsständchen. Nach Kantor Meyer übernahm Kantor Norbert Ranft die Leitung und führte die Arbeit in bewährter Weise fort. Er wurde auch Ephoral-Chorleiter. Monatlich einmal kam Posaunenwart Thomser, um unsere Probe zu leiten und Schüler auszubilden. In den Wochen dazwischen kümmerte sich Siglinde um die Jungbläser und fuhr auch mit ihnen zu einer Bläserwoche in Schmiedeberg.

Auch im **Kirchenchor** sangen wir beide mit. Tenöre waren rar, und das Singen machte Freude. Wir probten für Gottesdienste, Gemeindefeste und Jubiläen und sangen gelegentlich auf dem Friedhof, erarbeiteten aber auch größere Werke wie das Weihnachtsoratorium, den Messias, Schütz-Passionen, Bach-Kantaten, wozu wir uns manchmal mit Nachbarchören zusammensetzten. Zum Stadtjubiläum sangen wir auf dem Markt „Carmina Burana“ von Carl Orff, und wenn zu „Meerane singt“ in die Stadthalle eingeladen wurde, waren wir dabei.

Thomas Meyer hatte schon als Student in Meerane begonnen und nach einem tüchtigen und beliebten Vorgänger einen schweren Start gehabt. Zu unserer Zeit war er aber schon sehr geachtet. Wir waren mit seinen Eltern befreundet, nach und nach entstand auch zu ihm ein freundschaftliches Verhältnis. Seine Kinder und unsere Lydia gingen zusammen in die Christenlehre und Kurrende und später in die Junge Gemeinde. In der Zusammenarbeit mit den Pfarrern legte Thomas Meyer Wert auf langfristige Planung, auf Genauigkeit und Verlässlichkeit, was manchmal als pingelig beklagt wurde, sich aber in einer so großen Gemeinde als gut erwies. Jede Woche hatten wir Dienstbesprechung, die Kirchenmusik war auf vielfache Weise in das Gemeindeleben eingebunden. Die Kurrende sang oft im Gottesdienst, im Advent an jedem Sonntag, außerdem gab es Aufführungen von Singspielen und Kinderkantaten. Eine große Bereicherung war der **Jugendchor**, der als Kammerchor anspruchsvolle Werke sang. Regelmäßig fanden Orgelkonzerte statt. Eine schöne Erfindung war die **Meeraner Hausmusik**, zu der jedes Jahr im Januar eingeladen wurde. Wer etwas beitragen wollte, war willkommen, und alle Musikanten wurden mit Beifall belohnt. Über Jahrzehnte hin hat sich diese Hausmusik bis jetzt bewährt. Auch mit den musikalischen Gruppen gab es Ausflüge, Freizeiten, Weihnachtsfeiern und Gartenfeste. In vielen Bereichen hat Ruth Meyer ihren Mann tatkräftig unterstützt, als Sängerin, Geigerin und Regisseurin, z. B. bei „Bileam und die Eselin“, „Orpheus und Euridike“, „König Drosselbart“.

Als Kantor Meyer einem Ruf nach Pirna folgte, war das Bedauern groß. Spannend war die Suche nach einem Nachfolger. Aus vier Bewerber(inne)n wurde Norbert Ranft gewählt. Er war im Nebenamt Orgelsachverständiger, hat für die Renovierung der Friedhofsorgel gesorgt und sich gut in den Gemeindealltag eingefügt.

Zur Kirchenmusik im weiteren Sinn gehörten auch die Auftritte von **Ten-Sing-Gruppen** und die Konzerte mit christlichen Bands, von denen ich an anderer Stelle berichtet habe.

Partnerschaften

Nicht nur die Menschen, auch die Gemeinden leben von den Partnerschaften, von Verbindungen und Kooperationen. Diese können sehr unterschiedlich sein.

Es gibt in Meerane nicht nur evangelisch-lutherische Christen. Gemeinsam mit der **Baptistengemeinde** und der Landeskirchlichen Gemeinschaft hielten wir jedes Jahr die Allianz-Gebetswoche, und es gab persönliche Kontakte. Mit der **katholischen Gemeinde** St. Marien waren die Beziehungen noch enger. Einmal im Jahr tagten die Kirchenvorstände gemeinsam. Jahrelang war zusammen Fasching gefeiert worden. Am Johannistag waren wir von den Katholiken zu Bratwurst, Singen und Erzählen eingeladen. Vor Pfingsten beteten wir miteinander für die Einheit der Christen. Wir und feierten auch das Kirchenjubiläum von St. Marien mit.

Andere Glaubensgemeinschaften hielten Distanz: die Mormonen, die Zeugen Jehovas und „Hirt und Herde“. Letztere waren eine Bewegung, die von Meerane ausging und sich durch Auswanderung bis nach Amerika verbreitete. Sie traten aber in der Stadt nicht in Erscheinung. Nach der Wende wurde die **Städtepartnerschaft** Meerane – Lörrach gegründet. Die Verbindung ergab sich, weil ehemalige Meeraner Fabrikanten in Lörrach Firmen gegründet hatten. Solange noch der SED-Bürgermeister im Amt war, liefen viele Gespräche über die Kirchengemeinden. So wurde z. B. der Kleinbus, den Lörrach der Stadtverwaltung schenkte, pro forma an mich übergeben. Die Partnerstädte arbeiteten immer enger zusammen, auch Vereine besuchten einander, z. B. die Faschingsvereine, Beim Aufbau der Verwaltung in Meerane wurde geholfen. Im Unterschied zur katholischen Gemeinde blieben unsere Kontakte zu den Kirchen Lörrachs sporadisch. Denn wir hatten ja unsere **Partnergemeinden**.

Die längste und intensivste Beziehung bestand nach **De Bilt** in den Niederlanden. In Zeiten des „kalten Krieges“ entstand in Holland eine Bewegung, die den Brückenschlag über die Grenze hinweg nach der DDR suchte. Holländer nahmen Verbindung zu evangelischen Kirchengemeinden auf. Anfangs waren nur Besuche in Meerane möglich, später konnten auch Rentner illegal über die Bundesrepublik nach De Bilt reisen, und nach der Wende gab es jedes Jahr Reisen hin und her. Es gab in De Bilt den Meerane-Kreis und in Meerane den Hollandkreis. Beide Kreise wurden nicht von Pfarrern geleitet. Eine Besonderheit war ein Simultan-Gottesdienst mit gleichen Liedern, Texten und Gebeten sowie zwei Kurzpredigten. Durch die Holländer wurde uns klar, dass die Entfremdung von der Kirche und vom Glauben nicht vorrangig durch politischen Druck entstand, sondern die Gemeinde hier wie dort vor ähnlichen Problemen stand. Bei den Besuchen gab es immer auch Ausflüge, vor allem aber Gesprächsrunden (selbstverständlich in Deutsch) und gemeinsam gestaltete Gottesdienste. Vor kurzem wurde die Partnerschaft nach dreißig Jahren offiziell beendet, aber viele persönliche Kontakte bestehen fort.

Anfang der 50er Jahre wurden den sächsischen Kirchengemeinden Patengemeinden in Niedersachsen zugeordnet. Meerane hatte gleich drei: **Rinteln, Osnabrück-Attern und Estebriège** im Alten Land. Als die Zuwendung von Lebensmitteln und Textilien an Bedeutung verloren hatte, entwickelte sich teilweise ein reger Austausch. Literatur und Baumaterialien kamen über die Grenze. Frau Pfarrerin Eckart fand Unterstützung für einen Inhaftierten. Mit der politischen Wende gab es plötzlich neue Möglichkeiten. Eine Gemeindegruppe fuhr zum Kirchentag nach Hamburg und fand Quartier in Estebriège. Eine Konfirmandengruppe fuhr nach Rinteln. Chöre sangen und musizierten miteinander. Frau Dreyer, Pfarrfrau und Lehrerin in Rinteln brachte Meeraner Lehrerinnen Unterrichtsmaterialien. Es war immer ein Geben und Nehmen.

Mehr ein Geben war die **Rumänienhilfe**, wenngleich wir mit den Dankbriefen der Empfänger auch in gewisser Weise beschenkt wurden. Es begann so: Während der Friedensgebete im Dezember 1989 erfuhren wir, dass die Wende in Rumänien nicht unblutig verlief. Ein Dirk Grüning war dort, berichtete und bat um Geld für den Transport von Verwundeten in die Charité Berlin und um Sachspenden für deren Familien. Später fuhr eine Gruppe beherzter Männer um Andreas Röblitz mehrmals im Jahr mit Kleintransportern nach Rumänien. Eine Gruppe um Siglinde Koenitz

sammelte die Pakete mit Kleidung und Lebensmitteln in Meerane ein. Es ging um Hilfe für Familien von Familien. Eine Ärztin in Sibiu verwaltete und verteilte die Pakete. Nach unserem Weggang von Meerane leitete Erhard Knappe die Rumänienhilfe. Für den Transport schloss man sich dem Verein „Keimling“ an, der mit LKWs nach Rumänien fährt und vor allem Kinderheime und andere Einrichtungen beliefert.

Vielleicht ist hier der Platz, von einer speziellen Partnerschaft zu berichten, die auch für mich und Siglinde bedeutsam war. 1989/90 war der Glaubenskurs, der auch Voraussetzung von Taufe Erwachsener war, besonders gut besucht. Die Gruppe kam auch nach der Taufe bzw. Konfirmation als Hauskreis weiter zusammen. Wir waren sehr unterschiedlich nach Alter, Beruf und Charakter, und das war schön und anregend. Wir machten auch Ausflüge, besprachen persönliche Probleme und halfen uns gegenseitig. Nachdem Siegfried Hitschfeld die Leitung des ehemaligen Spezial-Kinderheims übernommen hatte, unterstützten wir ihn bei der Umgestaltung des Heims, bei der Renovierung und bei der Betreuung der Kinder. Wir wurden Mitglieder im Förderverein, ich hielt im Heim Christenlehre, einer leitete zum Klettern an einer Kletterwand an. Das Heim wurde der Diakonie angeschlossen und erhielt den Namen „**Georg-Krause-Haus**“. Dass die Gruppe dann doch auseinanderfiel und das Heim später geschlossen wurde, hat uns betrübt. In Erinnerung bleiben aber drei Jahre guter Gemeinschaft und sinnvoller Aktionen bis zu unserem Wegzug von Meerane.

Die Friedensgebete und die politische Wende 1989

Das Gebet für den Frieden gehört seit jeher zu den christlichen Gottesdiensten. Außerdem gab es in Kriegs- und Notzeiten besondere Bittgottesdienste für den Frieden. Unter dem Eindruck der atomaren Aufrüstung in Deutschland entstand 1980 die Friedensdekade im November. Seither wurden jedes Jahr an zehn Abenden Probleme der Gesellschaft besprochen und im Gebet vor Gott gebracht. Die Form dieser Friedensgebete war freigestellt, hatte aber etwa folgende Bestandteile: Singen, Einführung in ein besonderes Problem, freies Gebet mit gesungenem Kyrie, Vaterunser, Singen.

1981 wurde die Friedensdekade allgemein bekannt durch das Motto „Schwerter zu Pflugscharen“. Aufnäher aus Flies mit der Abbildung des Denkmals (durch eine Gesetzeslücke ohne Druckgenehmigung hergestellt) wurden verboten, ohne dass dieses Verbot veröffentlicht worden ist. Schuldirektoren, Polizei und andere Dienststellen gingen rigoros gegen alle vor, die diese Aufnäher trugen.

Auch in Meerane fand die Friedensdekade jährlich statt. 1988 nahmen schätzungsweise täglich 10-30 Menschen an den Friedensgebeten in der Kirche St. Martin teil.

In den Wochen vor dem 40. Jahrestag der DDR spitzte sich die politische Situation immer mehr zu. Immer mehr Menschen wollten die DDR verlassen, immer häufiger wurde die Forderung nach Reformen laut, Umwelt- und Friedensgruppen entstanden, die Wahlen wurden kritisch beobachtet. In Leipzig fand seit Jahren jeden Montag ein Friedensgebet statt, das unter anderem ein Treffpunkt der „Ausreisewilligen“ wurde. Gleichzeitig arbeitete die Stasi fieberhaft. Menschen wurden verhaftet und ausgewiesen.

In der ersten Oktoberwoche kam es erneut zu Verhaftungen, auch in Meerane. In der Zeitung erschien ein Artikel, in dem es hieß, man werde notfalls mit Waffengewalt gegen Provokateure vorgehen. Polizei und Kampfgruppen waren in erhöhter Bereitschaft. Wiederholt wurden „Zusammenrottungen“ auseinandergetrieben. Vom Bischof der sächsischen Landeskirche wurde verlangt, die Friedensgebete in Leipzig zu verbieten, er sei sonst mitschuldig, wenn es zu einem Blutbad käme.

Am 7. 10. 89 fuhr ich zum Friedensseminar nach Königswalde und traf dort auch Meeraner Gemeindeglieder, z. B. Herrn Groschwitz, Herrn Dr. Müller und Herrn Röblitz. Unter dem Eindruck der oben genannten Informationen beschlossen wir, kurzfristig zu einem Friedensgebet in die Kirche St. Martin einzuladen, und zwar zeitgleich mit dem Friedensgebet in Leipzig. „Für Dialog – gegen Gewalt“ sollte das Thema sein. Geworben wurde im Gottesdienst am Sonntag und durch Zettel (DIN A6) in den Schaukästen.

Am Montag, 9. 10., erhielt ich mehrere Anrufe, in denen über Gerüchte in der Stadt berichtet wurde: 1. Es solle am Abend eine Demonstration von der Kirche aus stattfinden, 2. Polizei und Kampfgruppen seien in Bereitschaft, diese Demonstration gewaltsam aufzulösen.

Daraufhin rief ich beim Bürgermeister Müller an und bat um ein Gespräch. Ich erklärte, dass wir zu einem Friedensgebet, nicht aber zu einer Demonstration eingeladen haben. Herr Müller behauptete, von geplanten Polizeieinsätzen wisse er nichts. Ich sicherte zu, dass von der Kirche aus keine Provokationen unternommen werden. Er versprach, sich gegen einen Polizeieinsatz und Verhaftungen einzusetzen.

Ich konnte erst pünktlich 18 Uhr in der Kirche eintreffen. Statt der erwarteten 20-30 Leute auf Stühlen im Altarraum (wie bei der Friedensdekade üblich), war die Kirche bis zu den Emporen mit Menschen gefüllt. Spontan war mein erster Satz bei der Begrüßung: „Sie haben sich wohl im Datum geirrt, heute ist gar nicht Weihnachten.“ Ich weiß nicht mehr, welches Lied wir in diesem ersten großen Friedensgebet anstimmten und welchen Bibeltext wir lasen.

Ich sagte dann sinngemäß, dass uns die Sorge und Angst zusammengeführt hat und wir das alles vor Gott und voreinander aussprechen wollen, was uns belastet. Nach jedem Beitrag wollen wir eine Kerze anzünden und gemeinsam Kyrie eleison (Herr, erbarme dich!) singen. Jetzt folgten Gebete,

Berichte, Anklagen, Forderungen, die teilweise von vorn, teilweise vom Platz aus gesprochen wurden. Nie zuvor waren öffentlich so viele Probleme angesprochen und Forderungen erhoben worden. Das Friedensgebet schloss mit Vaterunser und Segen, gegen Ende sagte ich etwa: „Heute ist an uns ein Wunder geschehen: Wir haben die Angst verloren. Wir haben wieder öffentlich reden gelernt. Diese Zusammenkunft hier ist eine machtvolle Demonstration, bitte gehen Sie still nach Hause und liefern Sie den Staatsorganen keinen Anlass zu Gewalt. Wir treffen uns am kommenden Montag wieder hier zum Friedensgebet.“ Mit dem Vorschlag, dass jeder, der friedliche Reformen einfordert, zu Hause eine Kerze ins Fenster stellt, gingen wir auseinander. Die Kollekte hatten wir für die Inhaftierten erbeten. Die bewaffneten Kräfte, die um die Kirche Position bezogen hatten, hatten sich am Ende des Friedensgebetes zurückgezogen. Nur standen in Hauseingängen und an anderen Stellen auffällige fremde Personen, die die aus der Kirche strömenden Menschen beobachteten. Ich selbst eilte zum kirchlichen Männerabend ins KGH.

Am späten Abend erhielt ich aus Leipzig einen Anruf von unserem Sohn, der von dem friedlichen und glücklichen Verlauf der großen Demonstration am Ring berichtete. Und ich konnte ihm von dem Verlauf des Friedensgebetes in Meerane erzählen.

Am Montag, d. 16. 10., waren dann auch die oberen Emporen besetzt, und teilweise standen die Leute. Die Form des Friedensgebetes war die gleiche. Wir hatten aber eine Verstärkeranlage zur Verfügung. Die Beiträge, wieder gebündelt durch die Kyrie-Gesänge, enthielten mehr und mehr konkrete Forderungen und Vorschläge (Wahlbetrug, Freilassung Verhafteter, Meinungsfreiheit, Aufhebung der Zensur, Wehrersatzdienst, Unterstützung Neues Forum usw.) Aus den Friedensgebeten heraus entstanden Arbeitsgruppen. Der Raum Marienstraße 16 wurde als „I-Punkt“ ein Zentrum der täglichen Information.

Bis zum 6. November war die Kirche zu den Friedensgebeten überfüllt, allmählich war auch klar, dass man teilnehmen konnte, ohne etwas zu riskieren. An die Friedensgebete schlossen sich Demonstrationen durch die Stadt an.

Im November fand dann die jährliche Friedensdekade mit täglichen Gebeten in der Kirche statt. Diese waren gut besucht, aber mit dem Mauerfall war das Interesse an den Friedensgebeten deutlich geringer geworden. Themen der Gebete waren u. a. Kain und Abel, Ausreise in den Westen, Gesundheit, Umwelt, Jugend, Wehrersatzdienst.

Die Friedensgebete waren thematisch bestimmt von der Auseinandersetzung mit der Stasi, der Neuordnung des Schulwesens, der Frage der deutschen Einheit und der Städtepartnerschaft, konkrete Maßnahmen gegen Luft- und Wasserverschmutzung usw. Zunehmend wurde auch deutlich, dass die Vorstellungen über die Zukunft immer mehr auseinander gingen. Besonders bewegt hat uns in diesen Wochen die Situation in Rumänien. Ausgehend vom Friedensgebet wurde die Hilfe für Rumänien organisiert.

Von Januar bis März fand monatlich noch einmal ein Friedensgebet in der Kirche statt, immer noch mit mäßig gutem Besuch. Im Vordergrund stand jetzt die Arbeit des Meeraner Runden Tisches, die Vorbereitung der Wahlen und die Neuordnung aller gesellschaftlichen Bereiche.

Das letzte Friedensgebet war ein Dankgebet nach den Wahlen mit der Fürbitte für die Gewählten. Eindrücklich blieb mir ein Gebet, „dass auch in der Demokratie die Menschen davor bewahrt bleiben mögen, ihre Macht zu missbrauchen und selbstsüchtige Ziele zu verfolgen.“

Glück und Not der Wiedervereinigung

Unter der Teilung Deutschlands hatte ich gelitten. Das räumliche und geistige Eingesperrtsein war eine Last, die ich durch die Jahrzehnte getragen und gegen die ich mich aufgelehnt habe. Jede Möglichkeit des Austauschs über die Grenze hinweg habe ich genutzt: Postverkehr, Einreisegenehmigungen, Reiseanträge und Austausch von Literatur und Musik. Ablehnungen ohne Begründung, Kontrollen, Beschlagnahme und Schikanen mussten ich und meine Verwandten und Freunde hinnehmen. Aber dieser Austausch gegen allen Widerstand hatte auch seine besondere Intensität. Das galt auch für die Partnerschaften zwischen den Kirchgemeinden. Unsere westdeutschen Mitchristen waren oft erstaunt über unser reges Gemeindeleben. Ich nahm verwundert zur Kenntnis, wie viele Gespräche sich bei ihnen privat und kirchlich ums Geld drehten. Wir beneideten unsere Freunde um die vielen Möglichkeiten, die sie hatten, erfuhren aber auch, dass die Gemeinden dadurch nicht lebendiger wurden. Elementar ging es immer wieder um die Friedensfrage, und unsere Sympathie hatten diejenigen, die im Westen gegen die Aufrüstung kämpften.

Als nun die Mauer fiel, war das ein unbeschreibliches Glück. Die Angst vor einem Atomkrieg oder auch vor einem blutigen Vorgehen der Staatsmacht gegen das Volk war vorbei. Ein Gefühl der Freiheit erfasste mich, die Aussicht auf eine Neugestaltung der Gesellschaft beflügelte mich. Auf einmal schien alles möglich, was vorher undenkbar war: Leben ohne Druck und Überwachung, freie Meinungsäußerung, Abrüstung, Umweltschutz, demokratische Wahlen... Menschen erwachten aus ihrer Trägheit und fanden sich zu gemeinsamer Zukunftsplanung zusammen.

In Meerane gab es den „Runden Tisch“, die Arbeitsgruppen „Kultur und Bildung“, „Umwelt“, „freie Wahlen“, ich leitete die Schulkonferenz bis zur Gründung des Gymnasiums und erreichte, dass die unzumutbaren baulichen Schäden in der Hilfsschule „Albert Schweitzer“ vorrangig behoben wurden. Hinter allen Einzelproblemen stand die Frage: Wie können wir eine bessere Gesellschaft gestalten? Was müssen wir ändern, was bewahren und entwickeln?

Aber bald wurde diese Grundfrage von einer anderen überlagert: Wie können wir schnell Teil der starken und reichen Bundesrepublik werden und an ihrem Wohlstand, repräsentiert durch die DM, teilhaben? Für 100 DM Begrüßungsgeld wurden abenteuerliche Reisen unternommen, der Trabant wurde gegen gebrauchte „West-Autos“ ausgetauscht. Alle DDR-Produkte galten als minderwertig und alles, was vom Westen kam, war gut.

Ich hatte natürlich bei den ersten Wahlen „Neues Forum“ gewählt, aber die Parteien der Bürgerrechtler erlitten ein Fiasko, auch die SPD, die für ein allmähliches Zusammenwachsen plädiert hatte, wurde abgestraft. Unter Führung der CDU wurde die ehemalige DDR in die Bundesrepublik einverleibt. Es war eine Mammutaufgabe, die Wirtschaft, die Verwaltung, die Armee, die Justiz usw. in das bundesdeutsche System einzupassen. Das musste so schnell wie möglich geschehen, es gab keine Zeit, irgendwelche eigenen Wege zu versuchen. Es gab keine Zeit zur Besinnung. Und für viele Menschen, nicht nur die Nutznießer des DDR-Systems, gab es einen Bruch in ihrer Biografie, weil sie arbeitslos wurden, weil ihre Ausbildung nicht mehr galt, weil sie auf allen Gebieten umlernen mussten. Ich erinnere mich, wie hilflos und wütend ich war, als ich meine erste Steuererklärung ausfüllen musste. Dabei war ich doch als Pfarrer mit meinem Beruf auf der sicheren Seite.

Wenn ich zurückblicke, frage ich mich, ob es hätte besser gehen können. Ich weiß es nicht. Es gab politische und wirtschaftliche Zwänge, und die große Mehrheit hat es so gewollt. Auch die meisten von denen, die jetzt die DDR-Vergangenheit im rosigen Licht sehen. Wir haben den gewünschten Wohlstand bekommen. Aber grundlegende Fragen der Gerechtigkeit, der Bewahrung der Schöpfung, der menschlichen Solidarität sind weiter ungelöst. Und zufrieden sind die meisten Menschen nicht.

In den Sog der Wiedervereinigung wurden selbstverständlich auch die Kirchen hineingezogen. Bis zum Mauerbau gab es eine Evangelische Kirche in Deutschland, der Kirchen aus Ost und West

angehörten. Auch danach waren die Beziehungen zum Kirchenbund der DDR so eng, wie es über die Grenze hinweg möglich war. Nun aber wurde wieder die volle Gemeinschaft angestrebt. Die westlichen Kirchen leisteten von Anfang an finanzielle Hilfe. Es gab aber sensible Bereiche, in denen sich die Kirchen auseinander entwickelt hatten, und ein Teil der Christen und Pfarrer wollte sich in diesen Bereichen nicht den Westkirchen unterordnen. Worum ging es?

1. In der DDR war die Kirchensteuer nur noch ein Beitrag, den die Gemeindeglieder nach eigenem Ermessen zahlten oder nicht. Der Einzug der Kirchensteuer durch den Staat ist eine Besonderheit der BRD, gerecht und ergiebig. Aber die meisten Kirchen in der Welt setzen mehr auf Freiwilligkeit.
2. Religionsunterricht an Schulen war in der DDR nicht erlaubt. Die Kirchen hatten die Christenlehre aufgebaut, einen Unterricht mit kreativen Elementen in enger Bindung an die Gemeinden.
3. Militärseelsorge war und ist in den meisten Staaten eine Selbstverständlichkeit. Unter dem Motto „Frieden schaffen ohne Waffen“ hatten sich die Kirchen einer pazifistischen Auffassung genähert. Seelsorge an Soldaten sollte nicht vom Staat organisiert und bezahlt werden.
4. Die Gehälter der Pfarrer entsprechen in der BRD denen eines Gymnasiallehrers. In der DDR verdiente ein Pfarrer weniger als ein Facharbeiter oder Landwirt. Die Anhebung der Gehälter in einer Zeit, in der viele Menschen von Arbeitslosengeld leben mussten, wurde problematisch gesehen, auch im Blick auf die beschränkte Finanzkraft der Gemeinden.

In den Synoden stimmte eine Mehrheit für die Anpassung an die westdeutschen Kirchen, nur in der Militärseelsorge mit Vorbehalten. Diese Anpassung musste schnellstmöglich durchgesetzt werden. Bei der Kirchensteuer hatte das zur Folge, dass alle, die der Kirche den Rücken gekehrt hatten, indem sie keinen Beitrag mehr zahlten, jetzt vor dem Standesamt austreten mussten. Nie zuvor waren in einem Jahr so viele Menschen aus der Kirche ausgetreten wie 1991.

Für den Religionsunterricht gab es keine Lehrer. Also wurden alle Pfarrer und Katecheten verpflichtet, acht Wochenstunden Unterricht an den Schulen zu geben, wofür sie nicht ausgebildet und zum großen Teil nicht geeignet waren.

Ich gehörte zu denen, die sich dieser schnellen Anpassung entgegen stellten. In Sachsen nannten sie sich „Netz der Nachdenklichen“. Wir trafen uns in Dresden, tauschten Erfahrungen aus, verfassten Zeitungsartikel und planten Aktionen, z. B. in der Synode. Für die Synode hatte ich auch kandidiert, aber mit meiner kritischen Position war ich nicht gewählt worden. Zum Thema „Kirchensteuer“ war ich in eine Talkshow nach München eingeladen. Ich sollte dort von den guten Ergebnissen des freiwilligen „Gemeindeopfers“ in Leipzig-Sellerhausen berichten. Aber der ARD setzte die Sendung kurzfristig ab. Das Thema war nicht erwünscht.

In Meerane erlebte ich die Einführung des Religionsunterrichts. Der Großteil der Lehrer und Eltern waren dagegen. Die kirchlichen Mitarbeiter fühlten sich überfordert. Pfarrerin Eckart war nach der dritten Stunde heulend aus der tobenden Klasse gerannt und weigerte sich von da an. Frau Krause, die in Meerane mehrere Stunden Christenlehre gab, kündigte, weil sie nicht in die Schule gehen wollte. Diakon Knittel wollte den lockeren Umgang, den er mit Christenlehrekindern hatte, in der Schule beibehalten und scheiterte damit, weil die Disziplin aus dem Ruder lief. Ich selbst weigerte mich, Religionsunterricht zu erteilen und bekam dafür ein Amtszuchtverfahren. Ich wandte mich gegen die Trennung von evangelischem und katholischem RU, für einen gemeinsamen Unterricht Ethik und Religion, möglichst von Lehrern erteilt, gegen die schnelle Einführung und den Zwang, RU zu erteilen. Im Rückblick freue ich mich, dass es an vielen Orten guten RU gibt, finde aber auch viele meiner Vorbehalte bestätigt.

Viele meiner Kollegen waren begeistert, endlich ein angemessenes Gehalt zu bekommen. Sie machten große Reisen, einige bauten sich ein eigenes Haus. Wir hatten drei Kinder in Ausbildung und konnten eine Aufstockung des Familienbudgets gut gebrauchen. Aber wir sahen auch die Probleme der vielen Arbeitslosen in unserer Gemeinde und spendeten für einen Arbeitslosenfond.

Die Landeskirche teilte mit, dass nur die Hälfte der theologischen Absolventen ins Pfarramt übernommen werden kann, aus finanziellen Gründen. Wir spendeten für einen „Kandidatenfond“. Dass die Schere der Gehälter zwischen Pfarrern und anderen kirchlichen Mitarbeitern auseinander ging, sah ich auch mit Sorge, ich vermutete, das Betriebsklima würde darunter leiden . Ist das noch meine Kirche, in der ich mich zu Hause fühle und die ich voll und ganz vertreten kann? Diese Frage trieb mich damals um. Kirchengesetze gewannen immer mehr an Bedeutung, und in allen Bereichen spielten die Finanzen eine immer größere Rolle. War es in der DDR bei allen Bauaufgaben darum gegangen, Materialien zu beschaffen, Handwerker und freiwillige Hilfskräfte zu gewinnen und Arbeitseinsätze zu organisieren, musste man jetzt nur noch die Finanzierung sichern und Ausschreibungen durchführen, was aber auch einen erheblichen Arbeitsaufwand bedeutete. Unzählige Stunden habe ich auf Ämtern verbracht: Landratsamt, Stadtverwaltung, Arbeitsamt, Sozialamt, Bauamt, Bezirkskirchenamt. Jedes Jahr mussten die staatlichen Zuschüsse für Friedhof, Kindergarten, Jugendcafé neu verhandelt werden. Neue Fragen stellten sich: Sollen anlässlich des Tages der deutschen Einheit die Glocken läuten? Soll ich das neue Feuerwehrhaus oder die neue Bankfiliale „einweihen“? Ist es angemessen, beim Bürgerempfang zu Neujahr eine Andacht zu halten? Wie viel Kritik kann ich am Bürgermeister üben, mit dem es in allen Bereichen eine gute Zusammenarbeit gibt? Das Fazit dieses Rückblicks bleibt zwiespältig. Die Kirche hat sich eingebracht in die politischen Prozesse und manches Gute bewirkt. Sie hat sich auch angepasst und ihren eigenen Vorteil gesucht. So ist sie nicht Licht und Salz gewesen, sondern kraftlos und wirkungslos geworden. Beides ist wahr, und beides gilt auch für mich.

Sorgen um den Friedhof

Der Friedhof Meerane ist außergewöhnlich groß und schön. Der Bestand an alten Bäumen, eine vielfältige Vogelwelt, imposante Gebäude, Gedenkstätten für Kriegsoffer, historische Grabmale, gepflegte Gräberfelder und Rasenflächen laden nicht nur Trauernde ein; man kann dort auch einen Spaziergang am Sonntagnachmittag machen. Mit Konfirmanden und Kindern bin ich über den Friedhof gegangen, die Jubelkonfirmation begann mit einer Andacht auf dem Friedhof. Der Posaunenchor blies am Johannestag und bei manchen Trauerfeiern. Im Herbst gab es Arbeitseinsätze zur Laubberäumung, viele große und kleine Leute tummelten sich auf den Wegen, und beim reichlichen Pausenimbiss gab es Gespräche und Spaß.

Wenn ich an den Friedhof Meerane denke, stehen nicht die heiteren Erlebnisse im Vordergrund, sondern Beisetzungen und Trauerfeiern. Manchmal war das normaler Dienst, manchmal war ich selbst erschüttert und traurig, und wollte doch die Hoffnung des Glaubens vermitteln. Tröstlich fand ich, dass bei jeder christlichen Trauerfeier Frauen aus dem Kirchenchor den Gemeindegesang anführten.

Ständig gab es um den Friedhof Probleme und Sorgen. Herr Kaube hatte den Friedhof durch schwierige Jahre mit Personalmangel engagiert geführt, aber die Zusammenarbeit mit dem Kirchenvorstand war immer schwierig. Er beteiligte sich auch nicht am Leben der Kirchengemeinde. Er hatte beim Rat des Kreises einen Antrag auf Vergrößerung des Friedhofs gestellt. Durch die Dichte des Bodens und Wasser dauerte die Verwesung der Toten Jahrzehnte, Gräber konnten nicht wieder belegt werden. Bei der Hygiene-Behörde konnte ich erwirken, dass die Särge wenig tief bestattet werden. Es war auch abzusehen, dass die Zahl der Urnenbestattungen steigen würde. Die Vergrößerung des Friedhofs konnte ich verhindern. Mit der Wende gab es neue Möglichkeiten. Wir konnten ausreichend Personal einstellen und marode Technik erneuern. Die Stadt unter Bürgermeister Dr. Ohl unterstützte mit einem jährlichen Zuschuss. Aber die Grabgebühren mussten deutlich angehoben werden, wogegen sich viel Widerstand regte. Das war teilweise verständlich, weil viele Bürger arbeitslos geworden waren. Die Friedhofsgärtnerei hatte jahrzehntelang die Pflanzen für die Gräber gezogen und erkaufte. Jetzt wurde der Markt mit Billigprodukten aus

Holland überschwemmt, die Gärtnerei konnte nicht mehr rentabel arbeiten und musste geschlossen werden. Durch ein Aufforstungsprogramm im Kirchenholz konnte die Entlassung von Mitarbeitern noch verzögert werden. Herr Kaube erkrankte schwer, und lange Zeit war ungewiss, ob er invalidisiert wird. Herr Horn übernahm zunächst vertretungsweise die Leitung. Er war ohne gärtnerische Vorbildung, bewies aber Geschick in Verwaltung und Organisation und arbeitete gut mit dem Pfarramt und Kirchenvorstand zusammen.

Mithilfe eines Förderprogramms konnten wir unter Leitung von Herrn Knopfe das Wohnhaus am Friedhofseingang erhalten. Wäre der Abriss die bessere Lösung gewesen?

Der Friedhof hat mich viele Arbeitsstunden und Nerven gekostet, bis Pfarrer Stiehler dieses schwierige Feld übernommen hat.

Inzwischen konnte ich aus der Ferne sehen, wie sich unter Leitung von Herrn Dr. Ohl ein Förderverein für den Friedhof gebildet hat. Die Trauerhalle mit den Nebengebäuden wird saniert. Erhebliche Summen an Spenden wurden eingeworben, und die Bedeutung des Friedhofs ist vielen wieder stärker bewusst geworden.

Erwähnen will ich die beiden anderen Friedhöfe in Waldsachsen und Seiferitz. Die Waldsachsener kümmerten sich rührig um ihren Friedhof, so dass es dort keine Probleme gab. Um den Seiferitzer Friedhof hatte ich Streit mit Dr. Ohl. Er erklärte zu Recht, dass ein Friedhof für Meerane genüge und der Seiferitzer unrentabel sei. Ich aber vertrat die Seiferitzer, die an ihrem Friedhof hingen und ihn unbedingt erhalten wollten.

Gegen Ende meiner Dienstzeit hat noch ein spezielles Problem zu Kontroversen im Kirchenvorstand geführt. Gemeindeglieder haben am Friedhofseingang mit Kerzen und Plakaten gegen Abtreibungen demonstriert. Obwohl wir weitgehend darin übereinstimmten, dass wir uns als Christen gegen massenhafte Abtreibungen stellen müssen, fand die Mehrheit diese Vorgehensweise verkehrt und untersagte die Demonstration in dieser Form. Was aber könnten wir tun? Meine Frau brachte mich auf den Gedanken, eine kleine Gedenkstätte für ungeborenes Leben zu errichten. Dort sollte aller gedacht werden, die das Licht der Welt nicht erblicken konnten. Diese Stätte sollte künstlerisch gestaltet werden. Eine Gruppe wurde gebildet, die sich um die Gestaltung und Finanzierung kümmern wollte. Mein Nachfolger, Pfarrer Dr. Zemmrich, hat diese Sache dann ausgebremst.

Der evangelische Kindergarten

Dass in dem Haus, in dem ich wohnte, auch ein Kindergarten war, hat mir von Anfang an gefallen. Die Kinder singen zu hören und spielen zu sehen, war mir immer eine Freude. 1998 konnte ich das Jubiläum mit vorbereiten und feiern. Der „Oberkrause“ war eingeladen. Pfarrer Georg Krause hatte 1948 den Kindergarten im Souterrain des KGH eingerichtet, obwohl der Staat das Monopol hatte. Er erzählte lang und lebhaft davon. Auch die Diakonissen, die lange Zeit hier gearbeitet hatten, waren gekommen, dazu viele ehemalige Kinder, Eltern und Mitarbeiterinnen. Wiedersehensfreude und Dankbarkeit für die liebevolle christliche Erziehung prägten das Fest.

Damals war die große Renovierung gerade abgeschlossen. 1988 waren die Räume in einem schlechten Zustand. Wände und Fußböden waren nässegeschädigt, die Fenster, Toiletten, Heizkörper und Möbel mussten dringend erneuert werden. Spielgeräte waren nicht unfallsicher. Wir begannen mit der Trockenlegung der Mauern, jedes Jahr gab es eine kleine Verbesserung. Endlich konnte 1998 die Totelsanierung geplant werden. Dafür wurde der Kindergarten drei Wochen lang geschlossen. Aber die Fördermittelzusage traf nicht ein. Ohne gesicherte Finanzierung löste ich die Aufträge an die Firmen aus; das war eine strafbare Handlung. Großes Aufatmen, als noch während der Bauarbeiten der Fördermittelbescheid eintraf.

Christa Lichtenstein hatte den Kindergarten jahrzehntelang treu geleitet. Feste Regeln und Bräuche prägten ihre Arbeit, und die Eltern schätzten die liebevolle Betreuung ihrer Kinder. Aber in der Pädagogik gab es neue Ansätze, die ich durch unsere Tochter Renate, die in Bad Lausick zur

Kinderdiakonin ausgebildet wurde, gut kannte. Die Praktikantinnen und Absolventinnen, die nach Meerane kamen, sollten und wollten die neuen Methoden praktizieren, aber alle Veränderungen scheiterten am Widerstand der Leiterin und der älteren Erzieherinnen. Es kam zu erheblichen Spannungen. Obwohl ich innerlich auf der Seite der Jüngeren stand, stützte ich die Autorität der Leiterin, wenn Gespräche nicht zu einer Einigung führten. Als Frau Lichtenstein wegen Renteneintritt ausschied, schlug sie vor, dass Frau Marosi Leiterin wird. So gab es keinen Bruch, sondern einen freundlichen Übergang, obwohl Frau Marosi vieles veränderte. Von jetzt an zog das Team an einem Strang, und diese gute Atmosphäre übertrug sich auch auf die Eltern, die jetzt stärker beteiligt wurden, und half, die vielen Herausforderungen dieser Jahre zu bewältigen und den Kindergarten weiter zu entwickeln und schließlich auch zu vergrößern.

Nach dem Mittagessen, wenn die Kinder schliefen, kamen die Erzieherinnen zur Beratung zusammen. Gern war ich ab und zu dabei und erfuhr zeitnah von Freuden und Sorgen, lustigem Kindermund, Ärger mit Eltern, säumigen Zahlern, notwendigen Reparaturen. Schon früher hatte der Kindergarten behinderte Kinder aufgenommen, jetzt wurde Integration ins Profil aufgenommen, Erzieherinnen bildeten sich weiter, ein Behandlungsraum wurde eingerichtet. Am Osterdienstag hielten wir einen Gottesdienst mit den Kindern, bevor sie im Garten die Ostereier suchten. Die Elternabende waren gut besucht, ich war oft dabei und hörte zu, manchmal musste ich als „Träger des Kindergartens“ zu Baumaßnahmen, Beiträgen, Essen u. a. Stellung beziehen oder auch eine Andacht halten. Ich führte auch einen Gottesdienst für kleine Kinder und ihre Familien ein, der viermal im Jahr stattfand, unterstützt von Eltern und Erziehern.

Als nach der Wende der Landesverband der evangelischen Kindertagesstätten gegründet wurde, wurde ich zum Vorsitzenden gewählt. Der Vorstand traf sich ca. viermal im Jahr im Diakonischen Werk in Radebeul oder in einem Kindergarten. Das war die intensivste Arbeitsgruppe, die ich je erlebt habe. Beflügelt von den Initiativen von Irene Wille besprachen wir die Probleme der Kindergärten, verhandelten mit der Landesregierung, dem Landtag und der Synode um Qualitätssteigerung, besseren Personalschlüssel und höhere Sachkostenzuschüsse. Wir förderten Neugründungen oder Übernahmen, sorgten für Weiterbildung von Erzieherinnen. Ich konnte dort meinen Kontakt vor Ort einbringen und Anregungen aus dem Landesverband an unseren Kindergarten weitergeben. Zur Jahresversammlung wurden Pfarrer und Leiterinnen eingeladen, das war mit Referat, Berichten und Austausch ein motivierender Tag.

Meine Konfirmanden

Eine schöne und schwere Aufgabe war der Konfirmandenunterricht (KU). Es gab frustrierende und begeisternde Erlebnisse, aber immer war es harte Arbeit. Ich will ausführlich davon berichten, weil der KU auch in meiner Erinnerung breiten Raum einnimmt. Meine Dienstjahre waren eben für mich auch „meine Konfirmandenzeit“. Eine Anekdote stelle ich an den Anfang:

Einmal gab es im KU eine heftige Debatte über Gott, ob es ihn gibt, wie man ihn sich vorstellen kann usw. Ich fand meine Antworten ungenügend und schlug vor, die Debatte in der nächsten Stunde fortzusetzen. Die ganze Woche dachte ich darüber nach. Als ich in der nächsten Stunde das Thema anschnitt, sagten die Konfirmanden: „Wir müssen das nicht weiter diskutieren. Sie haben uns überzeugt.“ Ein Beispiel für das Sprunghafte, Unberechenbare des KU. Vielleicht hatten sie vor allem testen wollen, ob ich persönlich wirklich an Gott glaube.

Meine **Grundeinstellung** habe ich so beschrieben:

Konfirmanden sind gleichberechtigte Partner. Da ist einerseits das enorme Gefälle der Macht und des theologischen Wissens zu Gunsten des Pfarrers und andererseits das Gefälle der Jugendkultur, der Gruppenstärke und des Jung-Seins überhaupt zu Gunsten der Konfirmanden. Belehrung kann nur ein untergeordnetes Teilziel des KU sein. Gemeinsames Fragen, Austauschen, Erleben, Suchen nach dem Glauben ist nur möglich, wenn ich in den Mädchen und Jungen liebenswerte Persönlichkeiten, begabte und ernstzunehmende Jugendliche sehe.

Die Konfirmandenstunde

In Meerane konnten wir Pfarrer uns in die Arbeit teilen. Manchmal war eine Gruppe zu groß oder die Konfirmanden konnten nicht alle am gleichen Tag kommen. Anders als üblich, für den KU 45 Minuten anzusetzen, habe ich wöchentlich eine Doppelstunde gehalten. Dabei war die erste Viertelstunde ohne Programm, zum Quatschen. Die Konfirmanden kamen aus verschiedenen Schulen, sie hatten sich viel zu erzählen, und auch ich erfuhr etwas aus ihrem Alltag. Für das Thema hatten wir 45 Minuten, davon 10 Minuten Singen (Gruppen, mit den ich singen konnte, waren auch sonst aktiv). Die letzte halbe Stunde wurde gespielt, meist Tischtennis chinesisch, aber auch andere Gruppenspiele). Bei dieser Zeitplanung störte es wenig, wenn jemand verspätet kam oder eher ging.

Gäste

Gern lud ich Gäste ein. KU sollte nicht nur „Pasterstunde“ sein. Gäste bringen Abwechslung und erweitern das Lehrer-Schüler-Verhältnis. Ein Kirchvorsteher erzählte, warum er Christ ist, von seinen Aufgaben als KV, und zeigte Bilder von seinem Hobby, dem Radsport. Ein Hebamme sprach über ihre Arbeit, beantwortete Fragen zu Schwangerschaft und Geburt, erzählte von ihrer Taufe als Erwachsene. Ein Zivi begründete, warum er den Wehrdienst ablehnt, diskutierte darüber, erzählte von seiner Arbeit in der Diakoniestation und was ihm seine Konfirmation bedeutet. Ein katholischer Schüler zeigte seine Kirche und erzählte vom Dienst als Ministrant. Kirchliche Mitarbeiter stellten ihr Arbeitsgebiet vor.

Gottesdienstbesuch

Es ist üblich, eine Anzahl Gottesdienstbesuche als Bedingung für die Konfirmation vorzuschreiben und durch Unterschriften nachweisen zu lassen. Wenn das Pflichtprogramm abgearbeitet ist, verschwinden die Jugendlichen für lange Zeit. Wer die vorgeschriebene Zahl nicht erreicht hat, wird trotzdem konfirmiert. Ich habe mich für Freiwilligkeit entschieden, für regelmäßige Werbung und Beteiligung. Ich suchte nach Möglichkeiten, Konfirmanden Aufgaben im Gottesdienst zu übertragen, Spielszenen einzuüben oder ein Lied vorzusingen. Und sie durften den Gottesdienst bewerten: Noten von Eins bis Fünf für Predigt, Gesang, Musik, Gebete und Kirchenraum. Im KU wurde dann gemeinsam ausgewertet.

Freizeiten

Ich habe mit jeder Gruppe zwei Freizeiten in den Winterferien durchgeführt. Die Teilnahme an der zweiten war verbindlich als Vorbereitung auf die Konfirmation. Zur ersten („freiwilligen“) fuhren etwa zwei Drittel der Konfirmanden mit. Meist fuhren zwei Mitarbeiter(innen), Vikare, Eltern oder Jugendliche mit. Oft hatten wir primitive Quartiere, haben uns selbst gepflegt oder sind zum Mittagessen in eine Gaststätte gegangen. Manchmal haben Jungen und Mädchen abwechselnd gekocht und andere Dienste übernommen. Morgenandacht, Abendgebet und Tischgebete wurden von Konfirmanden gehalten. Für eine Abendmahlsfeier in der Gruppe durften sie ihre eigene Form finden. Auf den Freizeiten klappte meist auch das Singen. In der Regel gingen wir zum Sonntagsgottesdienst und beteiligten uns an der Gestaltung. Das alles war eingebettet in das Erleben der Natur, das Toben im Schnee, lange Abende mit Spielen und Quatschen und allerlei Schabernack. Es gehört zu den Freizeiten, dass Grenzüberschreitungen ausprobiert werden und einige über die Stränge schlagen. Es war oft eine Gratwanderung zwischen Strenge und Toleranz. Ich war insofern Kumpel, als ich nie jemand bei den Eltern „verpiffen“ habe. Und habe glücklicherweise auch nie Beschwerden von Eltern bekommen.

Außergewöhnlich war die Freizeit 1991. Wir hatten eine Einladung von der Partnergemeinde Rinteln, wohnten dort in Privatquartieren und wurden richtig verwöhnt. Der „Westen“ war für die meisten eine neue Erfahrung. Als Dank hatten wir ein Theaterstück einstudiert und gestalteten einen Abend mit den Gastgebern sowie einen Gottesdienst.

Episoden von Freizeiten könnten Seiten füllen, einige will ich erzählen.

Bei einer Nachtwanderung hatten wir uns verlaufen, auf einem Waldweg versanken unsere Schuhe im Schlamm. Als Sühne bot ich an, alle Schuhe zu putzen. Mit Schadenfreude wurden mir die Schuhe gebracht. Aber nach einer Weile kamen die meisten, um mir bei der Arbeit zu helfen.

Eine Attraktion war, dass ich abends barfuß eine Runde im Schnee lief. Man erklärte mich für verrückt, aber einige probierten es, und immer mehr begeisterten sich dafür und manche wälzten sich sogar mit Badehose im Schnee. Einmal ging einem Jungen der Schuh kaputt, ich gab ihm meine und ging barfuß weiter. So etwas machte Eindruck.

Ein Junge hatte unbemerkt Schnaps mitgebracht und im Zimmer ein kleines Saufgelage veranstaltet. Schließlich war er besoffen, übergab sich und gab furchterregende Laute von sich. Ich hätte die SMH rufen müssen, entschied mich aber, die anderen Jungen auszuquartieren und bei der Alkoholleiche zu schlafen.

Themen

Ich wollte nicht einen Lehrplan abarbeiten, sondern überlegen, was die Konfirmanden in ihrer aktuellen Lebenssituation brauchen, welches Wissen, welche Erfahrungen, welchen Austausch. Die Pubertät ist die Zeit der Verunsicherung und der Suche nach sich selbst. Die Gruppe einerseits und selbst gewählte Vorbilder andererseits sind wichtig. Der Drang nach grenzenloser Freiheit kollidiert mit der Suche nach Annahme und Nähe. Wenn am Ende die Erfahrung steht, dass ich Gott (Jesus, Glauben, Kirche) für mein Leben brauche und den Kontakt zur Gemeinde halten will, ist das Ziel des KU erreicht.

Ich: Ich bin einzigartig. Woher komme ich, wohin gehe ich? Mein Lebensplan. Meine Hobbys. Meine Vorbilder. Meine Erlebnisse mit Kirche. Ich bin Mädchen, Junge.

Gott: Warum Menschen (nicht) an Gott glauben. Interviews. Pro und Contra. Prominente, die (nicht) an Gott glauben. Schöpfung und Naturwissenschaft. „Ich glaube nur, was ich sehe“? Die Zukunft unserer Welt.

Kirche: Erlebnisse mit Kirche (+ und -). Meine Taufe: Spruch, Paten, Fotos. Meine Kirchengemeinde: Mitarbeiter, Junge Gemeinde, Kirchenblatt, Landeskirche. Unsere Kirche, Arbeitseinsätze, Gottesdienste beurteilen. Kirchenjahr.

Jesus: Jesusbilder vergleichen. Puzzle „Leben Jesu“. Erzählungen bei Lukas, dazu Quiz. Was ist einzigartig an Jesus? Jesus: Gott oder / und Mensch. Warum musste Jesus sterben? Auferstehung pro und contra.

Bibel: Entstehung, Verbreitung (Bilderbogen), Inhalt (Bibliothek). Bibelwettaufschlagen. Prophetengeschichte als Puppenspiel spielen (Nabots Weinberg). Konfirmationssprüche auswählen (Spruchkarten). Judentum – Christentum – Islam.

Gebete und Gebote: Psalmen betend im Wechsel lesen. Das Vaterunser gemeinsam beten. Themen (Bitten) für ein Friedensgebet mit Anzünden von Kerzen. Mein persönliches Reden mit Gott: Was nützt es? Wie geht es?

Wortlaut der Zehn Gebote. Statements zu ausgewählten Geboten. Das Doppelgebot der Liebe.

Konfirmation: Eine „Prüfung“ im Gottesdienst mit Abfragen von Wissen und Aufsagen von Texten habe ich nicht abgehalten. Eine Vorstellung der Konfirmanden hat es möglichst frühzeitig gegeben. Zwei Wochen vor dem Konfirmationstermin war der Vorstellungsgottesdienst. Die Konfirmanden stellten sich persönlich vor, erzählten von Erlebnissen in der Konfirmandenzeit und gestalteten die Predigt und den gesamten Gottesdienst mit. Manchmal habe ich Konfirmanden gebeten aufzuschreiben, woran sie glauben oder zweifeln, was ihnen an der Kirche gefällt und was nicht. Aus diesen Texten habe ich dann (anonym) im Vorstellungsgottesdienst zitiert.

Im festlich gestalteten Konfirmationsgottesdienst durften die Konfirmanden weitgehend passiv sein. Die Junge Gemeinde sollte vor allem mitwirken. Der Ablauf war geprobt, für das Fotografieren ein Fachmann beauftragt. Immer wieder gab es Konfirmanden, die offen sagten, dass sie es nur wegen der Geschenke machen. Ich sagte ihnen, dass ich niemand ausschließe, dass es ihre Lüge ist, vor der Gemeinde zu versprechen, „im Glauben zu bleiben und zu wachsen“. Einige Male hat jemand auf die Konfirmation verzichtet, was ich hoch geachtet und auch den Eltern gegenüber vertreten habe.

Abenteuer Jugendkeller + Jugendcafé

Kurz nach mir begann Georg Knittel seinen Dienst als Gemeindediakon in Meerane. Schnell gewann er die Herzen der Kinder und Jugendlichen. Er lud zu Freizeiten ein, hatte Dank seiner tüchtigen Frau ein offenes Haus, feierte Fasching und anderes und gestaltete Gottesdienst mit aus. Beim Friedensgebet in den Wochen der Wende begleitete er die Gesänge mit seiner Gitarre. Bald wollte er seinen Dienst über die Grenzen der Kirchgemeinde hinaus ausdehnen. Er lud die Jugendlichen der Stadt zu „Offenen Abenden“ ins Kirchgemeindehaus ein. Aber ihm lagen auch die unangepassten Jugendlichen am Herzen, die weder in der Kirche noch in Sportgemeinschaften oder anderen sozialen Gruppen eine Heimat haben.

Er besprach mit mir seine Idee, den frei gewordenen Heizungskeller zu einem Jugendkeller auszubauen. Vom Raum der Jungen Gemeinde sollte eine Treppe hinunterführen. Eine Theke und eine Musikanlage, ein Billardtisch und gemütliche Sitzmöbel sollten das Inventar des Jugendkellers sein. Ein Zivi und christliche Jugendliche würden ihn in den Öffnungszeiten unterstützen.

Ich war von der Idee nicht begeistert. Gab es nicht im KGH schon genug verschiedene Gruppen, die aufeinander Rücksicht nehmen mussten? Wie hoch wäre die Lärmbelästigung, müssten wir mit Diebstählen und Beschädigungen rechnen? Wie sollte der Umbau und die Einrichtung finanziert werden, und vor allem, wie sollten wir den laufenden Betrieb aufrecht erhalten? Georg Knittel war von den Bedenken wenig beeindruckt, und da ich die Notwendigkeit dieser Jugendarbeit einsah, unterstützte ich den Antrag im Kirchenvorstand, der alle Bedenken teilte und trotzdem zustimmte. Georg Knittel konnte die Junge Gemeinde für das Projekt begeistern, zu der auch Lehrlinge in Handwerksberufen gehörten. Wir hatten also eine weitere Baustelle im KGH. Ein Zugang über eine Außentreppe ließ sich nicht realisieren, die Jugendlichen kamen also durch den Haupteingang und das JG-Zimmer in den Jugendkeller.

Anfangs nutzten christliche und andere Jugendliche den Keller gemeinsam. Rauchen und Alkohol jeder Art waren im Keller verboten. JG-Mitglieder standen an der Theke und führten die Aufsicht, wenn Georg Knittel verhindert war. Es kamen immer mehr Jugendliche aus der ganzen Stadt, die sich im Flur und auf dem Vorplatz aufhielten. Sie standen mit Bierflaschen im Eingang und rauchten. Georg Knittel besaß Autorität, aber unsere JG-Leute konnten sich nicht durchsetzen. Dann wurde ich zur Hilfe geholt, hatte manche Auseinandersetzung und manches gute Gespräch. „Flasche leer“ nannte sich eine dominante Gruppe Älterer, die man daran erkannte, dass sie immer eine Bierflasche in der Hand hatten (voll oder leer). Die weggeworfenen Flaschen sammelte der Hausmeister ein, vom Pfanderlös kaufte er das Futter für seine Schildkröten. Die offene Jugendarbeit war ein großer Erfolg, aber es wurde bald klar, dass andere, größere Räume gefunden werden und ein qualifizierter Mitarbeiter angestellt werden musste. In Verhandlungen mit der Stadt wurde die Annaparkhütte angeboten, später das „Tivoli“, ohne Ergebnis.

Dann wurde Georg Knittel Jugendwart in Oschatz und verließ Meerane. Das war für den Jugendkeller eine Katastrophe, denn sein Nachfolger als Gemeindepädagoge, Veit Schlenker, war auf diese Aufgabe nicht vorbereitet und konnte sich bei allem guten Willen nicht durchsetzen.

Umso mehr war ich jetzt gefragt, zumal sich die Beschwerden von Gemeindegliedern und anderen Besuchern des KGH häuften. Die Bier-Clique gab mir den Spitznamen „Pfarrer Köstritzer“ (das war die Biersorte, die sie tranken), darin lag Spott und Anerkennung zugleich.

Bei der Heimfahrt von einer Party verunglückte ein Jugendlicher tödlich, der ständiger Gast bei uns war und uns oft Schwierigkeiten gemacht hatte. Die Jugendlichen waren tief erschüttert, weinten und tranken drei Wochen lang kein Bier. Danach war alles wieder wie zuvor.

Einmal ging ich mit der Bibel in der Hand durch den Flur. Ein Jugendlicher sprach mich an: „Ist das eine Bibel? Kann ich mal reinschauen?“ Ich gab ihm die Bibel, er schlug sie auf und sagte: „Das ist ja irre. Da steht mein Name drin: Daniel!“ Ich erwidere: „Ja, du kommst in der Bibel vor. Weil Gott auch dich liebt.“ So gab es hin und wieder auch Gespräche über den Glauben.

Die Gruppe beschloss, unserer Einladung zu folgen und erschien geschlossen zur Christnacht in der

Kirche und nahm auf der Empore Platz, Bierflaschen in der Hand. Als ich die Kirche betrat, gröhlten sie: „Pfarrer Köstritzer!“ Ich glaube nicht, dass sie bewusst stören wollten. Sie hatten den Heiligen Abend auf ihre Art gefeiert und waren stark alkoholisiert. Ich bat sie um Ruhe und wartete. Erst nach fünf Minuten konnten wir mit dem Gottesdienst beginnen. Die Gemeinde war empört. Die spontane Meinung, auch im Kirchenvorstand, war: „Wir können die Mitternachtsmette nicht mehr durchführen.“ Wir einigten uns schließlich darauf, im kommenden Jahr eine Einlasskontrolle durchzuführen und alle Flaschen abzunehmen. Diese schwierige Aufgabe übernahm dann der neue Leiter des Jugendkellers, Holger Heine.

Mit ihm wurde das Jugendcafé in der Oststraße eröffnet. Zuvor war klar, dass wir den Jugendkeller im KGH schließen müssen. Zusätzlich zu allen anderen Schwierigkeiten war er das Ziel von Drogendealern geworden, und wir kriegten das Problem nicht in den Griff. Wir wollten aber nicht schließen ohne ein neues Angebot. Darin unterstützte uns auch der Bürgermeister. Eine Kneipe der schwarzen Szene im Plattenbaugebiet war pleite gegangen. Dort zogen wir ein, legten die zugemauerten Fenster wieder frei, hackten Teeranstrich von den Wänden, entfernten Spinnweben und Teufelsfratzen und richteten ein gemütliches Jugendcafé ein. Die Stadt und das Jugendamt unterstützten die Renovierung und Unterhaltung, aber jedes Jahr musste neu um die Bewilligung der notwendigen Gelder gerungen werden. Jahr für Jahr mussten auch geeignete Zivis gefunden werden, Frauen der Aktion 55 bewirtschafteten die Küche. Ich war öfters Gast im Jugendcafé und hatte dort auch eine Zeitlang eine Christenlehregruppe.

Das Jugendcafé unter Leitung von Holger Heine ist eine anerkannte Größe in Meerane geworden. Auch die Frage vom Anfang, ob diese Arbeit Aufgabe der Kirchgemeinde sei, wird nicht mehr gestellt.

Nachtragen will ich ein besonderes Erlebnis. Wir hatten den Jugendkeller für eine Geburtstagsfeier vermietet. Im Laufe des Abends erschien uneingeladen die Flasche-Leer-Clique und wollte mit feiern. Ich wurde um Hilfe gebeten und forderte die Jugendlichen auf, das Haus zu verlassen. Sie aber blieben. Ich sagte, das sei Hausfriedensbruch und ich werde die Polizei holen. Ohne Wirkung. Ich rief bei der Polizei an und bat, das Hausrecht durchzusetzen. Nach einer Stunde kam ein bewaffnetes Einsatzkommando. Die Eindringlinge hatten sich schnell noch aus dem Staub gemacht bis auf drei. Gegen diese drei erstattete ich Anzeige wegen Hausfriedensbruch. Noch vor der Verhandlung lud ich die Delinquenten zu mir zum Abendessen ein. Gegen Auflagen wurde das Verfahren eingestellt. Zu einem der drei hatte ich noch längere Zeit persönlichen Kontakt.

Diakonie – Lebensäußerung der Gemeinde

Diakonie ist eine wesentliche Lebensäußerung der christlichen Gemeinde. Diese Überzeugung hatte ich aus meinen früheren Gemeinden mitgebracht und wollte die guten Erfahrungen damit auch für Meerane fruchtbar machen. Im Kirchgemeindehaus hatte es früher eine Pflegestation gegeben, die aber zugunsten des Freizeitheimes aufgegeben worden war. Eine teilbeschäftigte Gemeindegewerkschafterin betreute ihre Patienten. Pfarrer Spitzner leitete einen Seniorenkreis, und in den Altersheimen der Stadt fanden regelmäßig Andachten statt, in die wir uns dann teilten. Alle drei Pfarrer machten Besuche bei Jubilaren und bei Kranken, Pfarrerin Eckart besonders in Waldsachsen. Wenn im Urlaub und durch sonstige Verhinderungen diese Besuche ausfielen, gab es Enttäuschung. Es war nötig, den Besuchsdienst auf eine breitere Basis zu stellen und klar zu ordnen. Im Pfarramt wurden die Besuche aufgelistet, jeder Pfarrer hatte seinen Seelsorgebezirk und gratulierte zu den „runden“ Geburtstagen. Die übrigen Geburtstage ab 75 wurden in einem Besuchsdienst Gemeindegliedern übertragen. So entstand ein regelmäßiger Kontakt und wir erfuhren von Krankheiten, Umzügen und anderen Veränderungen.

Zweimal im Jahr, im Sommer und im Advent, luden wir die Senioren zu einem festlichen Nachmittag ins KGH ein. Eine Helferschar sorgte für Fahrdienste, für Empfang und Bewirtung, der Kantor für Singen und Musik, Christenlehre und Kindergarten bereicherten das Programm.

In der Adventszeit gingen Kinder und Jugendliche zu den Kranken, sangen Weihnachtslieder und überreichten ein kleines Präsent. Etwa zehn Gruppen machten sich da auf den Weg. Mit den Konfirmanden übte ich vorher die Lieder, bei meiner Frau wurden Plätzchen gebacken und in Servietten verpackt. Diese Besuche waren für die Konfirmanden ebenso wichtig wie für die alten und kranken Menschen.

Später kam der Diakonische Gottesdienst am Sonntag nach Weihnachten dazu. Wir trafen uns in der Kirche oder im KGH zu einer Andacht. Danach empfingen die Gemeindeglieder Adressen für Besuche. Auch ehemalige Meeraner wurden in Heimen der Region besucht.

Nach der Wende gab es neue Herausforderungen und Möglichkeiten. Mit den drei städtischen Gemeindegliedern sollte eine Sozialstation aufgebaut werden. Bürgermeister Dr. Ohl bat mich, diese Aufgabe mit Hilfe der Diakonie zu übernehmen. Wir luden die Schwestern zum Gespräch ein, aber sie kamen nicht, weil sie nicht bei der Kirche arbeiten wollten. Dr. Ohl meinte, wir sollten auf jeden Fall die Sozialstation gründen, die Schwestern müssten sich fügen oder kündigen, und später könnten wir christliches Personal einstellen. Mir war dieses Vorgehen suspekt. Diakonie ohne christliche Motivation erschien mir wie Etikettenschwindel. So kam es, dass die Volkssolidarität die Sozialstation Meerane gründete. Wir aber gründeten einen Diakonieverein und eine Diakoniestation mit dem Ziel, überall dort zu helfen, wo Hilfe nötig war. Mit Unterstützung des Rotariclubs Lörrach richteten wir in Marienstraße 16 ein Begegnungs- und Beratungszentrum ein. Arbeitslose Frauen trafen sich in einer Schneider- und Handarbeitsgruppe. In Zusammenarbeit mit der Küche im KGH boten wir Essen auf Rädern und einen Mittagstisch an. Begleitung bei Arztbesuchen, Beratung in Behördensachen, Suchtberatung, Hauswirtschaftshilfe und Familienhilfe gehörten zu unserem Angebotsfeld. Nur eine Halbtagskraft wurde vom Verein bezahlt, die anderen Mitarbeitenden waren ABM-Kräfte und Zivis. Aber unser Dachverband, die Diakonie Sachsen mit Sitz in Radebeul, nannte unsere Gründung ein totgeborenes Kind. Eine Diakoniestation lebe von der Krankenpflege, weil nur diese gesicherte Einnahmen auf Dauer gewährleiste. So suchten wir christliche Schwestern und Pfleger und begannen die häusliche Krankenpflege in Konkurrenz zur Sozialstation und zu den privaten Pflegediensten. Schwierig war es mit der Leitung: Die geeignete Schwester sagte ab, weil sie weiter im Krankenhaus tätig sein wollte. Dann hatten wir eine gute Schwester, aber schlechte Leiterin, dann eine Leiterin, die keine Schwester war, gut in der Organisation, aber in dauernder Spannung zu den Pflegekräften. Nach zehn Jahren schlossen wir uns mit Personal und finanziellen Rücklagen der Diakonie Glauchau an. Die Totgeburt hatte überlebt, allerdings mit Kinderkrankheiten.

Der Diakonievorstand wurde von Dr. Simon geleitet, nach dessen frühem Tod von seiner Frau. Als Stellvertreter hatte ich mich um viele Angelegenheiten zu kümmern. Die Jahresversammlung gestalteten wir mit Musik, Imbiss, Berichten und einem Gastvortrag. Im September gestaltete der Diakonieverein einen diakonischen Gottesdienst. Beim Besuchsdienst gab es eine enge Zusammenarbeit mit der Gemeinde. Manche ABM-Kräfte arbeiteten nach Ablauf ihrer Dienstzeit ehrenamtlich weiter, später gab es die „Aktion 55“ für ältere Arbeitslose. Ergebnislos blieben Planungen, in Meerane ein zusätzliches Pflegeheim zu errichten, das unser Verein bewirtschaftet hätte. Ich hatte dabei Zweifel, dass wir uns damit übernehmen würden.

Hier muss ich unbedingt von Frau Charlotte Verwiebe erzählen. Das war eine 98jährige Dame in Berlin, die das Haus ihres Onkels in Meerane geerbt hatte. Sie hatte als Kind oft ihre Ferien hier in der Drogerie Adler verbracht. Nun wollte sie das Haus der Kirchengemeinde schenken. Ich sagte ihr, die Gemeinde habe schon genug baufällige bzw. reparaturbedürftige Häuser und lehnte ab. Sie aber war hartnäckig und sagte, sie werde das Haus Marienstraße 10 außen und innen saniert übergeben. Sie werde ein Haus in Berlin verkaufen und von dem Erlös die Renovierung und den Ausbau bezahlen. Die Diakonie hatte Interesse, wenn das Haus mit Beratungsraum, Pflegebad, Personalraum und Stauraum für Materialien zweckmäßig eingerichtet würde. So nahmen wir die Schenkung an. Es kam allerdings eine Menge Arbeit auf uns zu. Die Urkunden ausfertigen, das Haus in Berlin-Karlshorst verkaufen, die Innenarchitektur bestimmen, die Ausschreibung der

Arbeiten und die Begleitung der Baumaßnahme. Schließlich war es soweit: Die Wohnungen konnten bezogen und die Diensträume an die Diakonie übergeben werden. In Begleitung ihres Betreuers reiste Frau Verwiebe aus Berlin an und war glücklicher Stargast bei der Einweihung. Ihr Leitspruch lautete: „Diese Welle wirft mich nieder,
doch die nächste hebt mich wieder.
Und die letzte bringt gewiss
zu Jesus mich ins Paradies.“

Siglinde und ich waren danach eingeladen zum 100. Geburtstag von Frau Verwiebe, der in Berlin mit großem Bahnhof begangen wurde. Zum Glück haben wir Verwandte in Berlin, so dass wir die Dienstreisen für die Diakonie mit privaten Besuchen verbinden konnten.

Bauen, bauen und kein Ende

Das Kirchgemeindehaus war baulich in schlechtem Zustand. Besonders von unten eindringende Nässe war ein Problem. Im Kindergarten waren die Wände modrig. Wir begannen mit der Trockenlegung. Der kleine Friedhofsbagger wurde für die Ausschachtung abgestellt. Die Maurerarbeiten wurden in „Feierabendarbeit“ ausgeführt (das galt in der DDR nicht als Schwarzarbeit). Den Teeranstrich und das Ziegel-Abputzen habe ich mit einigen Helfern unter Zeitdruck erledigt. Damals habe ich in einem Gottesdienst keine Predigt gehalten. („Wenn die Gemeinde ihren Pfarrer mit Bauarbeiten beschäftigt, hat sie keinen Prediger.“) Von da an gab es mehr Helfer. Nach den Friedensgebeten bot Dietmar Bauch tatkräftige Hilfe an. Wir konnten vor dem Winter die Trockenlegung und den Abputz der Eingangsseite fertigstellen. Jedes Jahr folgte eine weitere Seite des KGH. Wir schufen eine Rampe für den behindertengerechten Zugang und erneuerten die Heizungsanlage. 1992 folgte die Innenrenovierung und die Sanierung des Kindergartens. Auch im Freizeithaus wurde ständig saniert und gebaut, im 2. Stock konnten neue Räume gewonnen werden, die durch eine Treppe erreichbar waren. Jahr für Jahr besserte ein Dachdecker die Schäden am Dach des KGH aus.

Das Pfarrhaus Kirchplatz 1 und das Diakonat Marienstraße 16 wurden denkmalgerecht saniert. Immer noch – jetzt aber ungesetzlich – wurden viele Arbeiten von Arbeitern außerhalb der Arbeitszeit, von Zivis und Helfern ausgeführt. Aber auch mit Firmen und Handwerkern gab es vielseitige Zusammenarbeit. Mehr und mehr setzte sich die Architektin Frau Elisabeth Scholz unermüdlich für die Baumaßnahmen der Kirchgemeinde ein. Das größte Vorhaben war die Sanierung des Kirchturms. Zur Finanzierung warben wir bei allen Meeraner Haushalten um Spenden. Schritt für Schritt ging es dann mit der Außenrenovierung der Kirche weiter. Innen konnten wir lediglich den Chorraum weiß ausmalen. Um das Wandbild über dem Triumphbogen zogen sich die Debatten hin. Die Vollendung der Restaurierung und Neumalung habe ich nicht mehr erlebt. Auf die Innenausmalung der Kirche, an der jetzt gearbeitet wird, bin ich gespannt.

Meine letzte Baumaßnahme war die Erneuerung der maroden Stützmauer um das Kindergartengelände herum. Eine spezielle Fördermaßnahme machte den eigentlich unbezahlbaren Bau möglich. Die Baufirma Salzbrenner stellte Arbeitslose ein, die vom Arbeitsamt bezahlt wurden. Die Freude darüber wurde durch ein ungutes Nachspiel getrübt. Das Architektenbüro hatte sich um acht Meter vermessen, und die Firma Salzbrenner hatte es erst bei der Rechnungslegung bemerkt. Wer sollte nun die Mehrkosten tragen?

Nach meinem Weggang ist das Bauen in der Kirchgemeinde immer weitergegangen. Das Kirchgemeindehaus wurde für die evangelische Schule und den Kindergarten umgebaut. Kirchplatz 2 ist wieder bewohnbar. Vor allem aber wurde dank einer Initiative von Dr. Ohl die Komplettsanierung der Friedhofshalle in Angriff genommen.

Besondere Höhepunkte

Höhepunkte gab es viele: Gemeindefeste, besondere Konzerte, Kindergartenfeste, Jubiläen, das Stadtjubiläum, den Martinstag... Manchmal hatte ich die Sorge, dass wir uns über ein gelungenes Fest gar nicht lange freuen können, weil schon wieder das nächste Vorhaben geplant wird. Aber zwei Ereignisse ragen in meiner Erinnerung heraus: die Zeltmission und die Gemeindefreizeit.

Im Mai 1999 kam die Deutsche **Zeltmission** nach Meerane. In der Nähe von Kaufland wurde ein großes Zelt aufgebaut. Zehn Tage lang wurden nachmittags Kinder und abends Erwachsene eingeladen. Am Sonntagmorgen gab es einen „Frühschoppen“. Pfarrer Cornell und Pfarrer Meisinger predigten eindrucksvoll, unterstützt von auswärtigen Sängern und Künstlern. Ziel der Woche war es, Gemeindeglieder im Glauben zu stärken und für eine aktive Mitarbeit zu gewinnen und viele Nichtchristen einzuladen und mit dem Glauben bekannt zu machen.

Für diese Art der Evangelisation hatte sich eine Gruppe von Kirchvorstehern und Gemeindegliedern eingesetzt, während andere eher skeptisch waren. Gemeinsam war der Wunsch, etwas Besonderes für die Meeraner auf die Beine zu stellen und Kirche und Glauben in der Stadt zum Gesprächsthema zu machen. So fanden sich fast alle bereit, das Projekt zu unterstützen. Ein Jahr zuvor begann die Vorbereitung: Mitarbeiter gewinnen, Ziele vereinbaren, Werbung und Organisation absprechen, die musikalischen Beiträge koordinieren, Finanzen klären, eine Gebetsgruppe bilden.

Als das Zelt stand, die bange Frage: Würden die Leute kommen? Sie kamen, von Tag zu Tag mehr. Begeistert waren die Kinder. Für das Singen hatte ich eine Kinder-Band gebildet. Auch abends war das Singen gewaltig. Die Predigten beeindruckten stark, und am Ende stand die Aufforderung, mit Jesus einen Anfang zu machen. Nach und nach entschieden sich ca. 30 Leute zu einem solchen Schritt. Wolfgang Rosenow war glücklich, wie viele Menschen sich bekehrt hatten. Ich hatte die Aufgabe übernommen, die Adressen zu sichten und Kontakt zu halten, damit die Menschen in einer Gemeinde heimisch und weiter begleitet werden. Da zeigte sich allerdings, dass die meisten schon vorher Kontakt zu einer Gemeinde hatten, bei anderen war es nur ein Strohfeuer gewesen. Das Ziel einer spontanen Bekehrung war weitgehend verfehlt, aber viele gute Impulse sind von der Zeltmission ausgegangen. Deren Mitarbeiter kamen danach noch zur Bibelwoche und zum Frauenfrühstück nach Meerane.

Persönlich wünschte ich mir eine andere Art Evangelisation, bei der Christen ihre Nachbarn und Freunde zu sich in die Wohnung einladen. Etwa so: Mit einem Gottesdienst beginnen, dann ein Abend mit den Gastgebern, bei dem das Thema besprochen und Anregungen zur Gestaltung und Gesprächsführung gegeben werden, danach der Abend in den Wohnungen mit Gästen, danach ein Abend zur Auswertung mit den Gastgebern, zum Abschluss ein Gottesdienst, zu dem alle eingeladen werden. Ziel wäre, Christen zu helfen, mit Nichtchristen über ihren Glauben zu reden. Und Nichtchristen für den Glauben zu interessieren. Im günstigen Fall sollten sich solche Gespräche wiederholen oder gar Hauskreise gebildet werden.

Im Oktober 2000 führten wir eine **Gemeindefreizeit in der Strobelmühle** bei Pockau/Erzgebirge durch. Eine Woche lang waren 60 Leute zusammen, um den Glauben zu feiern. Die Altersspanne reichte vom Kleinkind bis zum 85Jährigen. Kinder, Jugendliche und Erwachsene hatten ihre eigene Gruppenarbeit bei den Bibelgesprächen, aber zum Singen, zu Mahlzeiten und bei Wanderungen waren alle beisammen. Am Freitagabend kamen weitere 30 Personen dazu, die in der Woche arbeiten mussten. Quer durch die Generationen gab es Gespräche über den Glauben, persönliche Nöte und Fragen des Gemeindelebens. Unvergessen ist die Menge der Pilze, die wir fanden, und die unser Koch Dieter Hummel für uns gebraten hat, wobei zum Putzen viele Helfer nötig waren. Den Gottesdienst zum Abschluss der Freizeit feierten wir am Sonntagnachmittag in Meerane. In meiner Begeisterung über die großartig gelungene Freizeit vergaß ich vorübergehend, dass weiterhin starke Risse durch die St. Martinsgemeinde gingen und viele Konflikte weiter schwelten.

Unser Freizeitlied war: Gut, dass wir einander haben, gut, dass wir einander sehn,
Sorgen, Freuden, Kräfte teilen und auf einem Wege gehn.
Gut, dass wir nicht uns nur haben, dass der Kreis sich niemals schließt,
und dass Gott, von dem wir reden, selbst in unsrer Mitte ist.

Die Schwestergemeinde Waldsachsen

Ich will meine Erinnerungen an unsere Zeit in Meerane nicht beenden, ohne einen Blick auf das Dorf und die Gemeinde Waldsachsen zu werfen.

Obwohl Frau Pfarrerin Eckart für den Seelsorgebereich Waldsachsen zuständig war, hatte ich ab und zu Gottesdienst zu halten, wirkte in der Bibelwoche mit, hatte vertretungsweise eine Beerdigung oder andere Dienste. Die kleine, schlichte Kirche gefiel mir. Der Kirchenvorstand wollte auf keinen Fall seine Selbständigkeit aufgeben. Tatkräftig sorgten Waldsachsener Kirchvorsteher und Gemeindeglieder für die Renovierung ihrer Kirche und der Totenhalle. Auch der Friedhof war gut gepflegt. Waldsachsener Konfirmanden wollten manchmal mit ihren Kameraden in Meerane, manchmal aber in ihrer Dorfkirche konfirmiert werden. Es gab einen kleinen Kirchenchor mit teilweise jungen Stimmen, der sauber sang und auch schwierige Sätze bewältigte. Bei unseren Mitarbeiterfesten saßen die Waldsachsener zusammen an einem Tisch, wie sie auch sonst zusammenhielten. Eng war die Verbindung zur Feuerwehr, die gern bei technischen Problemen half. Jedes Jahr gab es eine Busausfahrt.

Nach dem Weggang von Pfarrerin Eckart im Jahr 2000 wählte mich der Kirchenvorstand zum Vorsitzenden. Über die angenehmen Sitzungen habe ich schon geschrieben. Es gab ein schweres Problem: Das baufällige Pfarrhaus, das für Christenlehre, Seniorenkreis, Chor, Gemeindegemeinschaft, Bibelwoche gebraucht wurde, war nicht zu retten. Die letzten Mieter, die keine Miete gezahlt hatten, waren ausgezogen. Wir fassten einen Neubau auf den Grundmauern des alten Gebäudes ins Auge. Ein Neubau in einer Zeit, in der die Kirche sich von Gebäuden trennte? In einer Gemeinde mit ca. 100 Gemeindegliedern? Erst nach meinem Weggang von Meerane kam es zur Grundsteinlegung. Entstanden ist ein Gemeindehaus, das optimal geeignet ist für Gottesdienste im Winter, für Gemeindeveranstaltungen und für private Feiern.

Frau Pfarrerin Eckart hatte mehrmals eine Seniorenfreizeit durchgeführt. Ich wurde gebeten, dies weiterzuführen. Wir öffneten diese Freizeit für Meeraner und verbrachten ab 2000 jedes Jahr eine knappe Woche im Sommer in einem christlichen Erholungsheim. Jede Freizeit hatte ein Thema, so dass wir nach und nach die wichtigsten Glaubensinhalte und Lebensfragen besprochen haben. Wir sangen viel, wanderten, musizierten und spielten am Abend. Bald kam eine Besonderheit dazu: Unter Anleitung meiner Schwägerin machten wir Tänze im Sitzen und hatten dabei viel Spaß. Wir lernten schöne Gegenden kennen: Thüringen, das Osterzgebirge, die Lausitz, den Harz, den Frankenwald. Wir feierten schöne Gottesdienste und nutzten die Zeit für seelsorgerliche Gespräche. Bis 2016 fanden diese Freizeiten statt.

Es ist ein sehr langes Schreiben geworden. Und ich hätte noch viel mehr schreiben mögen, von Freunden und Mitarbeitern, von meinen Kindern, von Überraschungen und Enttäuschungen, vom Arbeitsalltag, von Konflikten. Aber wer soll das lesen? Hauptsächlich habe ich für mich geschrieben. Dankbar blicke ich zurück auf ein reiches Leben, in dem ich oft beschenkt worden bin und viel Unterstützung bekommen habe. Das Bibelwort war eine nie versiegende Quelle für meine Verkündigung und für mein persönliches Nachdenken. Freude, Leid und Sorgen konnte ich im Gebet zu Gott tragen. Und in all den Jahren war mir meine Frau Siglinde Begleiterin, Beraterin und Trösterin. Segen ist nicht messbar, aber manchmal zeigt eine kleine Segensspur, dass die Mühen nicht umsonst gewesen sind.